

5. Exemplarische Falldarstellung Amalia Torres

Leben als „Ausländerin“ in der Aufnahmegesellschaft und gleichzeitig in der Ehe

5.1 Kontaktaufnahme

Amalia Torres kommt aus Venezuela und ist afro-lateinamerikanischer Herkunft.¹ Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im März 2013 ist sie 38 Jahre alt und Mutter eines elfjährigen Sohnes, Miguel, und einer neunjährigen Tochter, Luz.² Der Kontakt zu Amalia Torres erfolgte nach dem Schneeballprinzip. Ich lernte sie durch die Vermittlung einer Interviewpartnerin, Valentina Navarro, ebenfalls aus Venezuela, kennen. Sie bot mir im Anschluss an unser Interview von sich aus an, eine gute, auch an Depression erkrankte Freundin zu fragen, ob auch sie Interesse an der Teilnahme an meiner Forschungsarbeit habe. Noch am gleichen Tag erhielt ich ihre Telefonnummer und kontaktierte sie Anfang Februar 2013. Zu dem Zeitpunkt befand sich Amalia Torres in den Ferien in ihrem Herkunftsland und wir vereinbarten (auf Spanisch), dass ich sie nach ihrer Rückkehr aus dem Urlaub erneut anrufen sollte. Drei Wochen nach der ersten Kontaktaufnahme meldete ich mich wieder bei ihr. Das Vorgespräch zur Erläuterung meiner Forschungsarbeit sollte auch telefonisch geführt werden, da sie unregelmässige Arbeitszeiten hatte. Sie war zum Zeitpunkt des ersten Interviews als Kantinenmitarbeiterin eines Grossbetriebs tätig. In diesem Vorgespräch informierte ich sie über meine Forschung, den Ablauf des Interviews und sicherte ihr eine Anonymisierung ihrer Daten zu, sodass keine Rückschlüsse auf ihre Person möglich seien. Ich gewann schnell den Eindruck ihrer hohen Motivation, mir ihre Lebensgeschichte mitzuteilen. So erzählte sie mir bereits während des Vorgesprächs bereitwillig ihren Werdegang, berichtete über heftige Erfahrungen und Situationen als Migrantin in der Schweiz und dass sie handeln musste, um zu überleben. Sie habe auch keine Schamgefühle, an einer Depression erkrankt zu sein. Während sie sprach, machte ich mir Notizen bzw. hielt teilweise wortwörtliche Aussagen in meinem Forschungstagebuch fest. Mir fiel ihre offensive Art, über die Erfahrung einer Depression zu sprechen, auf, was ich nicht klar deuten konnte. Auch nach dem Vorgespräch beschäftigte mich ihr

1 Die Bezeichnung Afro-Lateinamerikanerin nimmt Bezug auf Amalia Torres' Selbstbezeichnung.

2 Die Anzahl der Kinder von Amalia Torres habe ich beibehalten. Die Angabe des Geschlechts der Kinder habe ich aber modifiziert und die Namen anonymisiert, um eine Identifikation durch Dritte zu vermeiden.

offener Umgang mit ihrer Erkrankung weiterhin. War ihre Offenheit eine Form der Befreiung, eine Art Selbstschutz, um nicht als psychisch Kranke diskreditiert zu werden, oder war die Überwindung der Depression eine biographische Erfahrung, aus der sie gestärkt und selbstbewusst herausgekommen ist? Auf die Frage, ob sie an meiner Forschung teilnehmen möchte, willigte sie sofort ein. Nach einer kurzen Pause fügte sie seufzend hinzu: „Eine Depression zu haben ist ein Tabu in einem Land [bezieht sich auf die Schweiz], in welchem es allen gut geht“³. Abschliessend erklärte mir Amalia Torres, warum sie an dieser Studie gerne teilnehmen wolle: „Wenn es hilft, dass wir [Migrantinnen aus Lateinamerika] Teil dieser Gesellschaft werden“⁴. Amalia Torres deutete damit bereits an, dass sie sich als lateinamerikanische Frau nicht zur Aufnahmegesellschaft zugehörig fühlte. Das erste Interview fand in einer Phase statt, in der die Depressionserfahrung der Biographin vier Jahre zurücklag.

Ich überliess Amalia Torres die Entscheidung, das Datum, die Zeit und den Ort für das Gespräch auszuwählen. Wir vereinbarten das erste Interview für Anfang März 2013 bei ihr zuhause nach ihrer Arbeit um 18.15 Uhr (d.h. 10 Tage nach unserem zweiten Telefonat). Amalia Torres interviewte ich als zehnte Migrantin von den insgesamt 17 Befragten.

Als ich Amalia Torres nach anderthalb Jahren um ein Nachfolgeinterview bitten wollte, da ich ihre Biographie als Falldarstellung ausgewählt hatte, war ich mir ihres Interesses nicht sicher, meine Nachfragen beantworten zu wollen, um mir vertiefende Einblicke in zentrale Themen ihrer Lebensgeschichte zu gewähren. Amalia Torres reagierte auch zunächst nicht auf meinen Anruf und einige Tage später auch auf meine SMS-Anfrage nicht, teilte mir dann aber per SMS mit, gerne mit mir ein weiteres Interview führen zu wollen. Inzwischen hatte sie eine neue Vollzeitstelle als Mitarbeiterin im Bordrestaurant und als Hostess eines europäischen Verkehrsunternehmens, war öfters im Ausland und zeitlich sehr eingespannt. Sie hatte daher nicht gleich auf meine Anfrage antworten können. Wir verabredeten uns umgehend zu einem Telefongespräch wenige Tage später. Dieses Telefonat wurde in einer offenen und herzlichen Atmosphäre geführt. Ich war erleichtert, dass uns immer noch Sympathiegefühle verbanden, trotz losem Kontakt in den letzten Monaten. Ich erkundigte mich bei ihr, wie es ihr zwischenzeitlich ergangen sei, wir unterhielten uns, lachten viel, und alsbald war wieder ein Gefühl der Vertrautheit zwischen uns spürbar. Sie wollte auch von mir wissen, wie es mir ging, und fragte sehr ausführlich nach meiner gegenwärtigen Lebenssituation. Ich gab ihr bereitwillig Auskunft. Das weiterführende Interview sollte auf Wunsch der Studienteilnehmerin diesmal bei mir zuhause stattfinden, um ungestört sein zu können, da sie inzwischen mit einer Kollegin in einer Wohngemeinschaft zusammenlebte. Als Interviewtermin schlug sie einen arbeitsfreien Tag knapp zwei Wochen nach dem Telefongespräch vor. Da es ihr zeitlich am besten zur Mittagszeit passte, lud ich sie spontan zum Mittagessen bei mir ein, um anschliessend das Interview zu führen. Sie stimmte diesem Vorschlag sofort zu.

3 Dieses Zitat stammt aus unserem zweiten Telefongespräch vom 25. Februar 2013. Während sie sprach, machte ich mir Notizen in meinem Interviewbericht. In diesem Fall habe ich ihre Aussage wortwörtlich notiert.

4 Diese Bemerkung habe ich ebenfalls während des Vorgesprächs vom 25. Februar 2013 aufgeschrieben.

5.2 Interviewverlauf

Das erste Interview mit Amalia Torres fand in einer Kantonshauptstadt⁵ in der Deutschschweiz in ihrer Privatwohnung statt. Sie wohnte in einem Stadtteil mit einem hohen Migrationsbevölkerungsanteil, geprägt von günstigem Wohnraum und kleineren Industrie- und Gewerbebetrieben. Als ich zur verabredeten Zeit am frühen Abend in der Wohnung in einem vierstöckigen Mehrfamiliengebäude eintraf, das sich an einer stark befahrenen Hauptverkehrsstrasse befand, die unmittelbar in eine Autobahn mündete, läutete ich an ihrer Eingangstür. Eine gutaussehende und etwa 1.75 m grosse Frau öffnete die Wohnungstüre, trat lächelnd in den Flur und sagte zu mir auf Spanisch, dass sie mich erwartete. Wir begrüßten uns herzlich mit drei Küssen auf die Wange. Sie bat mich einzutreten, abzulegen, führte mich in ihr Wohnzimmer und bot mir Tee an. Lange violette Vorhänge zierten das Wohnzimmerfenster, welches auf die lärmige Hauptstrasse gerichtet war. Selbst bei geschlossenen Fenstern war der Autobahnverkehr zu hören. Die kleine und von wenig Licht durchflutete Drei-Zimmer-Wohnung im Parterre bewohnte sie zur damaligen Zeit alleine. Als ich ihr in die Küche folgte, warf ich einen Blick in die offenen Zimmer. Die Wohnung war bescheiden, aber freundlich eingerichtet. Während sie den Tee zubereitete, fielen mir die zahlreichen eingerahmten Kinderfotos auf. Später erwähnte sie, dass das ihre Kinder seien. Amalia Torres machte einen äusserst freundlichen, entspannten und aufgeschlossenen Eindruck auf mich. Sie schien eine lebhaft Frau zu sein, die viel lachte. Die Biographin wirkte auf mich jünger als 38 Jahre. Das hellbraun gefärbte Haar trug sie offen und schulterlang, sie war ungeschminkt und schlicht in Jeans und Pulli gekleidet. Vor dem Interview hielten wir gemeinsamen Smalltalk und plauderten auf Spanisch über Venezuela und über das Reisen als Rucksacktouristin in anderen lateinamerikanischen Ländern. Als sie mir Zucker für den Tee anbot, antwortete ich ihr, dass ich derzeit darauf verzichte, da ich abnehmen möchte. Sie entgegnete umgehend, dass sie ebenfalls in letzter Zeit etwas zugenommen hatte, und so unterhielten wir uns angeregt über unsere Erfahrungen mit der Gewichtszunahme. Dieser Gesprächsinhalt erwies sich für die Vertrauensbildung als ganz hilfreich, denn in diesem Moment verband uns eine Gemeinsamkeit, über die wir in lockerer Atmosphäre sprachen. Mir war es wichtig, dass sie sich während der Interviewsituation wohlfühlte. Für das erste Interview setzten wir uns mit einer vollen Teekanne und unseren zwei Tassen an einen runden Tisch in ihrem Wohnzimmer.

Obwohl meine Interviewpartnerin und ich unsere ersten Gespräche auf Spanisch geführt hatten, sprach sie nun während des Interviews vorwiegend Deutsch, wechselte jedoch immer wieder ins Spanische, insbesondere, wenn sie bestimmte Worte nicht auf Deutsch wusste oder in ihrer Erzählung emotional besonders ergriffen war. Die Wahl der Interviewsprache könnte ein Indiz dafür sein, dass sie sich mir gegenüber als integrierte Frau präsentieren wollte. Das erste Interview dauerte zwei Stunden, das Treffen insgesamt ca. drei Stunden.

Gleich nachdem ich mich bei ihr für ihre Bereitschaft zum Interview bedankt hatte und das Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, um das Interview zu beginnen, wurde das Gespräch durch ein Telefonat ihrer Freundin Valentina Navarro, der Vermittlerin dieses Interviewkontakts, kurz unterbrochen. Die Unterbrechung dauerte weniger als

5 Genauere Angaben zu Orten werde ich aus Anonymisierungsgründen nicht vornehmen.

eine Minute, ein Rückruf wurde vereinbart und Amalia Torres schaltete das Mobiltelefon aus. Bevor wir das Interview fortführten, erwähnte sie in emotionalem Ton: „Wir telefonieren fast täglich. Eine Freundin wird zum Familienersatz, wenn man im Ausland ohne Verwandte lebt“. Hier wusste ich noch nicht, dass ihr elfjähriger Sohn und ihre neunjährige Tochter nicht mehr bei ihr zuhause lebten. Erst im Laufe des Gesprächs thematisierte sie die Trennungserfahrung von ihren Kindern. Das Erzählen darüber war häufig von Satzabbrüchen begleitet. Während des Interviews fiel mir auf, dass Amalia Torres nach aussen hin den Eindruck vermittelte, locker und unbeschwert zu sein. Insbesondere am Anfang und am Ende des Gesprächs gab sie sich heiter und lachte mehrmals herzlich. Ihre Ungezwungenheit stand in Kontrast zu ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung. Bereits während des Interviews hatte ich das Gefühl, dass das Lachen durchaus sinnvoll und als Abwehrstrategie gegenüber schmerzhaften Erlebnissen zu verstehen ist.

Das zweite Interview fand im Oktober 2014 statt. Als wir uns nach 18 Monaten bei mir zuhause wiedersahen, war die Begegnung sehr herzlich. Wir konstatierten beim gegenseitigen Anblick, dass wir seit der letzten Begegnung beide an Gewicht verloren hatten. Ich führte sie in meine Küche und lud sie zu einer Tasse Tee ein. Das Mittagessen hatte ich vorab zubereitet. Wir unterhielten uns zunächst über Sport und gesundes Essen. Sie erzählte mir stolz, seit dem letzten Interview 10 kg abgenommen zu haben. Ihre schulterlangen Haare, die inzwischen wieder dunkel waren und die sie gebunden trug, standen ihr gut. Die Biographin zeigte mir auf ihrem Smartphone einige Fotos zusammen mit ihren lachenden Kindern. Die Fotos wurden an einem sonnigen Tag in einem Freizeitpark aufgenommen. Sie berichtete mir, dass sie früher zusammen mit ihren Kindern ganz in der Nähe meiner Wohnung im selben Quartier gelebt hatte. An dieser Stelle begann sie zu weinen, und fügte hinzu: „Mein Sohn hat heute Geburtstag und ist zusammen mit seiner Schwester und meinem Ex-Mann ins Europapark gefahren“. Sie sagte auch, dass sie um 15.00 Uhr das Interview kurz unterbrechen müsse, da sie mit ihrem Sohn vereinbart habe, anzurufen, um ihm zu gratulieren. Das Interview fand in meinem Wohnzimmer an einem grossen Esstisch statt. Zuvor assen wir zu Mittag. Das erlaubte es uns auf unverfängliche Art, uns erneut anzunähern. Das zweite Gespräch dauerte anderthalb Stunden, und weitere anderthalb Stunden dauerte unsere Begegnung ohne Tonbandgerät.

Biographische Selbstpräsentation

Amalia Torres strukturiert ihre Biographie im ersten Interview unter dem thematischen Feld „meine Zufriedenheit mit der heutigen Lebenssituation vor dem Hintergrund meiner schwierigen Lebens- und Familienbedingungen“. Ihre Lebensgeschichte präsentiert sie nach der Eingangsfrage als ein Leben, das sich in drei Teile gliedern lässt. Der erste und kürzeste Teil der biographischen Selbstpräsentation bezieht sich auf ihr Leben in Venezuela, bis sie ihren zukünftigen Schweizer Ehemann kennenlernte. Der zweite und ausführlichste Teil der Haupterzählung behandelt die Themen Migration in die Schweiz, binationale Ehe, Überforderung als alleinerziehende Frau zweier Kleinkinder nach der Trennung vom Ehemann, fehlende soziale Unterstützung, beruflicher Ausschluss, Armuts- und Rassismuserfahrungen sowie die Erkrankung an einer Depression. Der letzte Teil verweist auf ihren neuen Lebensabschnitt als finanziell unabhängige Frau in einer Vollzeit-Festanstellung. Die Haupterzählung dauerte 55 Minuten ohne Unterbrechung. Danach stellte ich ihr erzählgenerierende

Nachfragen anhand der im ersten Teil festgehaltenen Stichworte zu Themenbereichen, die während der Haupterzählung angeschnitten wurden. Abschliessend stellte ich im externen Nachfrageteil weitere Fragen zu Themen, die noch nicht erwähnt wurden.

5.3 Biographisches Kurzportrait

Die zum Zeitpunkt des Interviews 38-jährige Amalia Torres ist in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, im Norden Südamerikas, geboren und aufgewachsen. Sie ist das einzige Kind eines Künstlers und einer Schneiderin. Die Eltern kamen aus der „venezolanischen Mittelschicht“, wie sie selbst sagt. Ihre Eltern trennten sich, als sie drei Jahre alt war, und Amalia Torres wurde von ihrer Mutter alleine aufgezogen. Sie hat zwei jüngere Halbgeschwister. Mit ihrer acht Jahre jüngeren Schwester hat sie denselben Vater, mit ihrem 16 Jahre jüngeren Bruder dieselbe Mutter. Bis zu ihrem 19. Lebensjahr lebte sie bei ihrer Mutter in Caracas. Ihre Schulausbildung schloss sie mit einer Maturität ab. Anschliessend zog sie in eine Grossstadt ca. 600 km von Caracas entfernt, um ihre Ausbildung als Marketing-Fachfrau zu absolvieren. In derselben Stadt lebte auch ihr Vater inzwischen. Einige Jahre später folgte ihre Mutter mit dem Halbbruder, sodass nun ihre ganze Familie dort wohnte. Nach dem Studium arbeitete sie für ein internationales Spirituosenunternehmen im Bereich Event-Management. Als Event-Managerin war sie für die Organisation, Planung und Durchführung von Vermarktungsveranstaltungen eines alkoholischen Getränks in drei Bundesstaaten Venezuelas zuständig. Im Jahr 1999 im Alter von 25 Jahren lernte sie ihren zukünftigen Ehemann Matthias Schmidli kennen, der aus der Deutschschweiz kam. Er ist fast gleichaltrig und arbeitete damals im Tourismus-Bereich in Venezuela. Ein halbes Jahr später wurde Amalia Torres schwanger. Ihr Sohn Miguel kam 2001 zur Welt. Anfang 2003 migrierte sie als 29-Jährige, zum zweiten Mal mit Tochter Luz schwanger, mit ihrem Partner und ihrem gemeinsamen 14 Monate alten Sohn Miguel in die Schweiz. Zunächst lebte das Paar mit den Kindern in einer Deutschschweizer Kantonshauptstadt, um kurz darauf in eine kleine Gemeinde umzuziehen. Die Biographin erkrankte an einer Depression vier Jahre nach der Einreise in die Schweiz. Als ich sie zum ersten Mal im Jahr 2013 interviewte, lebte sie mittlerweile erneut in einer Grossstadt, war berufstätig, geschieden, und ihre zwei Kinder lebten bei ihrem Ex-Mann in einer angrenzenden Stadt.

5.4 Biographische Fallanalyse

Das Leben vor der Migration

Nach der offen gehaltenen Erzählaufforderung, in der ich der Biographin erklärte, dass ich mich für die Lebensgeschichte von Frauen aus Lateinamerika, die in die Schweiz kamen, interessiere, bat ich sie, mir ihre ganz persönlichen Erfahrungen zu erzählen. Ich informierte sie, sie erst einmal nicht zu unterbrechen und mir einige Notizen zu machen, auf die ich dann später noch eingehen würde. Amalia Torres zeigte keinerlei Scheu, sich auf das Gespräch einzulassen, und präsentierte ohne weitere Erzählaufforderungen ihre selbststrukturierte Lebensgeschichte dem chronologischen Lebenslauf folgend:

„Ich bin am 17. August 1974 in Caracas geboren⁶. Ich komme also aus Venezuela. Ich bin die Tochter eines Musikers. Mein Vater ist ein ganz bekannter Musiker aus Venezuela und meine Mutter ist eine ganz normale Näherin und Schneiderin, die auch noch als Sekretärin gearbeitet hatte. Ich muss sagen, die ersten 28 Jahre meines Lebens waren wunderschön. Alles, was ich erlebt hatte in meinem Land (...) Klar, man hat oft das Gefühl, dass früher alles besser war. Ich finde es schön, dass ich gute Erinnerungen an Venezuela habe, denn ich war sehr, sehr glücklich damals.“

Die Biographieträgerin beginnt die selbststrukturierte Eingangserzählung, indem sie Geburtsdatum und -ort sowie ihr Herkunftsland nennt. Sie verknüpft anschliessend ihre Geburt mit dem Hinweis auf die Erwerbstätigkeit ihrer Eltern, wobei sie zunächst auf den Beruf ihres Vaters eingeht und erst danach erwähnt sie die Arbeit ihrer Mutter. Gleich im zweiten Satz ihrer Selbstpräsentation berichtet Amalia Torres, dass ihr Vater ein angesehener Musiker in ihrem Herkunftsland war. Die Platzierung dieser Information ist interessant. Sie deutet hier an, dass ihre Familie aufgrund des Berufs ihres Vaters soziale Anerkennung in Venezuela genoss. Eine mögliche Erklärung für die Betonung der sozialen Position des Vaters „ein ganz bekannter Musiker in Venezuela“, die in Kontrast zur „normalen“ Erwerbstätigkeit der Mutter steht, könnte darin liegen, dass sie die Erfahrung des Statusverlusts und der fehlenden sozialen Anerkennung nach der Migration in der Schweiz schmerzt. Zum Familienhintergrund der Eltern gibt es insgesamt keine Informationen.

Mir fiel sofort auf, dass Amalia Torres über ihre Kindheit und Jugend in der Eingangssequenz fast nichts verrät. Sie präsentiert ihr Leben in Venezuela bis zum Zeitpunkt ihrer Migration in die Schweiz sehr komprimiert und geht erzählerisch nicht weiter darauf ein. Erst nachdem ich im dritten Teil des ersten Interviews Fragen zu ihrer Kindheit und Jugend stellte, erfuhr ich mehr über diese Zeit. Obwohl die ersten Lebensjahre von Amalia Torres durch die Scheidung der Eltern geprägt sind, präsentiert sie sich in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung nicht als leidendes Kind, sondern als eine Person, die eine glückliche Kindheit erlebte. Die Biographin skizziert ihr Leben während dieser Zeitspanne als ein durch Sorglosigkeit und Unbeschwertheit geprägtes Leben.

Was das „Wunderschöne“ in ihrem Leben im Detail war, belegt sie in der Eingangssequenz nicht mit konkreten Erlebnissen. Diese positiv bewertete biographische Lebensphase kann verschieden gedeutet werden: Sie evaluiert den Lebensabschnitt bis zu ihrem 28. Geburtstag als „wunderschön“, so als möchte sie ein in der Folge gegenständig empfundenenes Leben in der Schweiz vorwegnehmen. Die Idealisierung ihrer früheren Lebenswelt in ihrem Herkunftsland sowie die vermutlich nostalgische Verklärung der Vergangenheit könnten darauf verweisen, dass ihre postmigratorischen Erfahrungen zu einer negativen Bilanzierung der Gegenwart führen. Eine andere Deutung für das Festhalten an schönen Erinnerungen ist, dass sie die Biographin daran hindern die Gegenwart wahrzunehmen, die möglicherweise mit schmerzhaften Gefühlen verbunden sein könnte. Wie sich im weiteren Verlauf der lebensgeschichtlichen Erzählung zeigt, markiert die Migration einen Wendepunkt in ihrer Biographie. Das thematische Feld, das sich innerhalb der ersten sieben Zeilen darlegt, liesse sich

6 Das Geburtsdatum habe ich verändert und nur das Geburtsjahr beibehalten.

aus der Perspektive der Gesamterzählung beschreiben als: „Ich hatte ein glückliches Leben, bevor ich migrierte“.

Beruf und ökonomische Unabhängigkeit

In der unmittelbar darauf folgenden Sequenz thematisiert die Biographin ihre Berufserfahrungen als junge Erwachsene in Venezuela, wobei sie eine schöne und sorgenfreie Lebensphase rekonstruiert. Sie knüpft in ihrer Erzählung an die Zeit an, in der sie ein erfolgreiches Berufsleben hatte:

„Ich bin gelernte Marketing-Fachfrau. Meine letzte Stelle war als Event-Managerin einer Grossfirma. Ich habe für eine Spirituosen-Firma Veranstaltungen koordiniert, Hostessen ausgesucht und angestellt, Uniformen ausgewählt und alles, was mit Logistik zu tun hatte. Ich war für drei Bundesstaaten in Venezuela zuständig. Ich war Teamleiterin von 36 Frauen und 18 Männern, zusätzlich hatte ich eine Assistentin. Ich arbeitete viel (...), aber ich habe es gerne gemacht und ich war ja jung. Obwohl die Arbeit anstrengend war, hatte ich so viel Spass dabei, und dies gleichzeitig mit viel Verantwortung. Es ging mir sehr gut. Es war eine schöne Zeit.“

In dieser Passage präsentiert sich Amalia Torres als dynamische und unabhängige Frau mit beruflichen Ambitionen, die wirtschaftlich selbstständig ist und ihr berufliches Leben erfolgreich meistert. Sie skizziert ihr Leben vor der Migration in die Schweiz erneut vor einer positiven Hintergrundfolie. Ich deute die mehrmalige Erwähnung einer „schönen Zeit“ in der biographischen Selbstpräsentation als Wegbereitung für das Thematisieren schwieriger und belastender Phasen im weiteren Lebensverlauf. Über ihre Ausbildungszeit informiert die Biographieträgerin in dieser Passage kaum, lediglich über das abgeschlossene Studienfach. Im Nachfrageteil erfahre ich, dass sie nach der Matura gleich mit dem Studium angefangen hat. Sie wollte so schnell wie möglich mit ihrer Ausbildung fertig werden, um ihr „eigenes Geld“ zu verdienen, wie sie sagt. Aus dieser Sequenz geht deutlich hervor, dass zum damaligen Zeitpunkt ihr Beruf eine identitätsstiftende Bedeutung für sie hatte. Die Biographin misst ihrem eigenen Berufserfolg also eine zentrale Relevanz zu. Ihre Arbeit und die damit verbundene Verantwortung für ihre Mitarbeitenden übte sie offenbar mit Freude aus. Sie präsentiert sich als erwerbstätige Frau, die ihr Leben aktiv gestaltet. Trotz viel Arbeit führt Amalia Torres vor der Migration ein ausgesprochen autonomes Leben mit vielen sozialen Kontakten.

Liebesbeziehung mit einem Schweizer Mann

Während dieser arbeitsreichen Zeit, in der Amalia Torres sich beruflich geachtet und erfüllt fühlte, lernte sie als 25-jährige Frau im Jahr 1999 ihren zukünftigen und fast gleichaltrigen Ehemann, Matthias Schmidli, kennen. Der damals 26-Jährige kam aus einer Deutschschweizer Grossstadt und arbeitete in Venezuela im Tourismus-Bereich. Er lebte in einem touristischen Ort direkt am karibischen Meer. In derselben Küstenregion verbrachte die Biographin die Wochenenden im Strandhaus ihres Vaters, das ca. eine Stunde von ihrem Wohn- und Arbeitsort entfernt lag. Über einen gemeinsamen Freund lernten sich Amalia Torres und Matthias Schmidli kennen. Amalia Torres beschreibt ihn als „so anders als die Venezolaner. Er wirkte auf mich nicht wie ein Macho“. Sie verliebte sich in ihn. Ihre Aussage lese ich als Ausdruck einer idealisierten

Vorstellung europäischer Männer. Sie scheint mit der Macho-Ideologie in ihrem Herkunftsland unzufrieden zu sein. Hier wird deutlich, dass sie nach einer gleichwertigen Geschlechterbeziehung strebt und davon ausgeht, diese mit einem Europäer eingehen zu können, eine Vorstellung, wie sie auch schon von Riaño und Baghdadi (2007: 6) beschrieben worden ist. Amalia Torres und Matthias Schmidli beschlossen zusammenzuziehen und lebten an der Karibikküste im Norden Venezuelas an einem Ort, der vom Tourismus geprägt ist. Hier übernahmen sie eine Posada, ein kleines, familiäres Gästehaus, das sie zusammen mit einigen Angestellten führten. Knapp anderthalb Jahre nach dem Kennenlernen bekamen sie einen gemeinsamen Sohn, Miguel.

Migrationsentscheidung

Laut Maihold (2008) folgten nach der Präsidentschaftswahl Hugo Chávez 1998 innenpolitische Turbulenzen in Venezuela, dem Land mit den grössten Erdölreserven der Welt. Chávez enteignete private Grossgrundbesitzer und verstaatlichte zentrale Industrien wie etwa die Öl- und Stahlindustrie. Der Sozialist strebte nicht nur nach einer wirtschaftlichen, sondern auch nach einer sozialen und politischen Umstrukturierung Venezuelas. Nach dem Scheitern eines Putschs im Jahr 2002 gegen die Regierung Chávez spitzte sich die wirtschaftliche, soziale und politische Krise im Land zu. Während dieser Zeit reisten immer weniger Touristen nach Venezuela, und so blieben auch die Gäste in der Posada von Amalia Torres und Matthias Schmidli aus, was zu finanziellen Verlusten im Familieneinkommen führte. Dieser politisch-ökonomische Kontext liess die beiden eine Migration in die Schweiz in Erwägung ziehen. Der Lebenspartner der Biographin schätzte die politische Lage als zu unsicher ein, um weiterhin mit seiner jungen Familie hier zu leben. Den Anstoss zum endgültigen Entschluss, in der Schweiz ein neues Leben als Familie zu führen, lieferten schliesslich die anhaltenden politischen Unruhen, die ökonomische Unsicherheit sowie die zunehmende Gewalt. Nach drei gemeinsam verbrachten Jahren in Venezuela hatte Matthias Schmidli die feste Absicht, auszuwandern und zurück in die Deutschschweiz zu ziehen. Er wollte wieder seinem Beruf im Sozialbereich nachgehen, in dem er Aussicht auf ein geregeltes Einkommen hatte. Inzwischen erwarteten die beiden ihr zweites Kind. Aus der rückblickenden Perspektive beurteilt Amalia Torres ihre eigene Migrationsentscheidung als eine gut reflektierte Handlung. Sie präsentiert ihre Migration als eine freiwillig gefällte Entscheidung aus Liebe. Die Biographin betont, dass sie das Migrationsprojekt ihres Mannes unterstützte. Die Analyse zeigt, dass eine Vielzahl an Faktoren zu dieser Migrationsentscheidung im Leben von Amalia Torres führt. Einerseits will die Biographin ihrem Lebenspartner in die Schweiz folgen, der für sich entschieden hatte, zurück in sein Herkunftsland zu kehren. Die Migration eröffnet ihr folglich die Möglichkeit, ihr Leben mit dem Mann, den sie liebt, weiterzuführen. Andererseits sieht die Biographin in ihrer Migrationsentscheidung eine Perspektive für ihre zwei Kinder, „mehr Sicherheit sowie bessere Lebenschancen und Ausbildungsmöglichkeiten im neuen Land“ zu haben. Amalia Torres betont, nie die Absicht gehabt zu haben zu migrieren, bis zu dem Zeitpunkt, als sie eine Beziehung mit ihrem Schweizer Mann einging. Eine Lesart dafür könnte sein, dass sie mit ihrer Lebenssituation in ihrem Herkunftsland zufrieden war und sie daher keinen Migrationswunsch verspürte. Erst durch die binationale Partnerschaft zog sie eine Migration als Option in Erwägung. Eine weitere Lesart wäre, dass sie sich im Moment des Interviews von den negativen Zuschreibungen über Migrantinnen im Aufnahmeland distanzieren

will, aus rein finanziellen Gründen migriert zu sein, indem sie sich als Frau positioniert, die gar nicht vorhatte, in die Schweiz zu kommen. Auch wenn die Motive zur Migration oftmals vielfältig sind und sich nicht immer eindeutig auf die formal-juristische Unterscheidung zwischen Heirats- oder Arbeitsmigration reduzieren lassen, so kann bei Amalia Torres eindeutig von einer Heiratsmigration gesprochen werden. Gleichzeitig ist ihre Migrationsentscheidung im Zusammenhang mit einer politisch unsicheren Lebenssituation in ihrem Herkunftsland zu verstehen.

Anfang 2003 reiste die Biographin mit ihrem Partner und mit ihrem Kind als „love-migrant“ (Riaño 2003) in die Schweiz und liess sich auf dieses familiäre Migrationsprojekt ein. Zum Zeitpunkt der Einreise führten sie und ihr Freund eine nicht-eheliche Partnerschaft. Knapp sechs Monate nach der Migration und nach der Geburt des zweiten Kindes heirateten sie in der Schweiz. Die Eheschliessung fand auch vor dem Hintergrund statt, einen geregelten Aufenthaltsstatus für Amalia Torres zu erreichen. Das erste halbe Jahr nach der Migration lebte die Familie in einer kleinen Wohnung in einer Kantonshauptstadt der deutschsprachigen Schweiz.

Migration in die Schweiz

In der Haupterzählung präsentiert die Biographin ihre Migrationsgeschichte zunächst vor der Folie einer binationalen Beziehung. Amalia Torres führt ihre biographische Selbstpräsentation nun damit weiter, dass sie über ihre postmigratorischen Erfahrungen und den damit einhergehenden Schwierigkeiten unmittelbar nach der Einreise berichtet:

„Anfang Januar 2003 kam ich hochschwanger zusammen mit meinem älteren Sohn in die Schweiz. Mein Sohn war damals ein Jahr und zwei Monate alt. Ich konnte kein Wort Deutsch sprechen. Am Anfang ist alles eine Entdeckung. Ich hielt mich sehr an meinem Mann fest. Ausser ihm und den Kindern hatte ich hier niemanden. Drei Wochen nach der Ankunft in der Schweiz ging mein Mann für mehrere Wochen in den Militärdienst. Ich weiss gar nicht mehr genau, wie lange er weg war, aber er musste mehrere Wochen nachholen, da er lange in Venezuela gewesen war. Ich glaube, er war ein Monat im Militär. Ich war also fast am Ende meiner Schwangerschaft und (...) plötzlich ganz alleine mit einem kleinen Baby und verstand nicht die Sprache. Als ich einkaufen gehen wollte, ich konnte Englisch, aber kein Deutsch und als ich den Metzger fragen wollte, was das für ein Fleischstück sei, ging das nicht und ich konnte nichts richtig einkaufen. Ich fühlte mich so einsam (...). Wenn du in ein fremdes Land mit einer so unterschiedlichen Kultur einwanderst, dann kannst du dir die Schwierigkeiten gar nicht vorstellen, auf die du triffst, bis du ihnen tatsächlich begegnest. Alles ist plötzlich ganz fremd, sogar das Tageslicht war für mich anders als in Venezuela. Wir kamen im Winter in der Schweiz an. Ich fühlte mich völlig (...) ausgegrenzt, sogar innerhalb der Familie meines Mannes, da ich die Sprache nicht konnte. Mein Mann war sehr traurig bei der Ankunft, denn er liebte Venezuela sehr. Für ihn war es wie eine Niederlage, zurück in die Schweiz zu kommen. Er musste nun seiner Familie und seinen Freunden zeigen, dass er die Auswanderung nicht geschafft hatte.“

Diese Passage entfaltet szenisch die Konfrontation mit den migrationsbedingten Herausforderungen gleich nach der Ankunft in die Schweiz. Die Migration bedeutet für die Biographin einen radikalen biographischen Bruch in allen bisherigen vertrauten

Lebensbereichen sowie den Verlust eines gewohnten Rahmens. Sie beschreibt die erste Zeit nach der Ankunft in die Deutschschweiz als eine belastende Erfahrung. Der vollständige biographische Neubeginn als Migrantin in der Schweiz gestaltet sich anspruchsvoller, als sie angenommen hatte. Mit der Formulierung „ich hatte hier niemanden“ veranschaulicht sie, wie die Anfangsphase nach der Zuwanderung mit sozialer Isolation verbunden ist. Amalia Torres ist mit einer sozialen und kulturellen Neuorientierung in einem fremden Land konfrontiert. Die geringen Deutschkenntnisse beeinträchtigen nicht nur die Kommunikation mit ihrer sozialen Umwelt, sondern auch ihre Selbstsicherheit und die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben. Die Intensität ihrer postmigratorischen Erlebnisse lässt sich damit erklären, dass sie sich gleich in der Anfangszeit, als sich die Zugewanderte in einer Phase der Existenzunsicherheit befindet und mit hohen Anpassungsanforderungen konfrontiert ist, „plötzlich“ alleine in der Enge einer kleinen Wohnung, schwanger, mit einem Kleinkind, ohne Verwandte und Freunde findet. Ihr Mann ist während dieser Eingewöhnungsphase ihre Hauptbezugsperson. Bereits kurze Zeit nach der Einreise in die Schweiz trennt er sich aufgrund seiner Verpflichtungen gegenüber dem Militärdienst für einen Monat von der Familie. So erfährt sie in der ersten Migrationsphase ein Gefühl des Verlassenwerdens. Auch wenn sie mit seinem arbeitsbedingten Weggang aus Venezuela einverstanden war und ihr Partner sie in der Schweiz nicht aus bösen Absichten verlassen hatte, wie sie sagt, veranschaulicht sie hier ein erstes Mal eine Trennungs- und Verlusterfahrung im Rahmen ihrer Migration. Wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden, spielen Trennungserfahrungen eine bedeutsame Rolle im Zusammenhang mit der Erkrankung an einer Depression. Die Biographin spricht von Einsamkeitsgefühlen während dieser Anfangszeit. Ich gehe davon aus, dass insbesondere in Momenten erhöhter Empfindlichkeit, beispielsweise während einer Schwangerschaft, die Einsamkeit ein Gesundheitsrisiko darstellt.

Amalia Torres macht mit der Aussage „ich hielt mich sehr an meinem Mann fest“ deutlich, dass sie insbesondere in der Anfangsphase nach der Migration, in der sie eine Auseinandersetzung mit dem Fremden auf sich genommen hat, als migrierte Frau in einer binationalen Beziehung stärker auf ihren Schweizer Partner angewiesen ist als der auf sie. Ihr Mann kann zurück in sein vertrautes Leben finden. Die Biographin kann sich während dieser Zeit weder an eigene Verwandte oder an die ihres Mannes wenden noch verfügt sie über einen Freundes- bzw. Bekanntenkreis in der Schweiz.

In dieser Textpassage wird sichtbar, dass die Migration für die zugewanderte Person nicht nur eine Konfrontation mit einer neuen Sprache bedeutet. Mit „alles ist plötzlich ganz fremd“ formuliert sie, wie alles Vertraute wie etwa die eigene Sprache, das soziale Umfeld, das Klima, Haltungen und Werte in der neuen Umgebung auf einmal entfällt. Hier macht die Biographin deutlich, eine Entwurzelung aus dem gewohnten und vertrauten Lebenskontext erlebt und erste Erfahrungen als „Fremde“ in der Deutschschweiz gemacht zu haben. Offensichtlich wird, dass Einsamkeit, das Gefühl von Verlorenheit und Unsicherheit sowie das sich Nichtzurechtfindens in Verbindung mit gefühlter Ohnmacht aufgrund geringer Deutschkenntnisse, nach der Ankunft in der Schweiz zuerst biographisch verarbeitet werden müssen. Diese anfänglichen postmigratorischen Erfahrungen sind von Gefühlen der emotionalen Überforderung, Stress und inneren Desorientierung geprägt. Die durch die Migration bedingte erhebliche und tiefgreifende Lebensveränderung, die Schwangerschaft und das plötzliche Alleinsein mit einem Kleinkind ohne familiäre Bindungen in einem neuen Land, in

dem die sprachliche Verständigung noch nicht vorhanden ist, tragen zu einer erhöhten Verletzbarkeit der Migrantin bei und beeinträchtigen ihr Wohlergehen.

Die Vorbereitungszeit für die Migration war mit erheblichem Stress verbunden, wie Amalia Torres erzählt, insbesondere da sie die Migrationsvorbereitungen als schwangere Frau treffen musste und sich darüber hinaus um einen Säugling zu kümmern hatte. Obwohl die Migrationsentscheidung mit ihrem Mann besprochen war und bewusst stattgefunden hatte, fühlte sie sich früh und unerwartet auf sich alleine gestellt, als sie in der Schweiz ankam. Als Neuzugezogene schwangere Frau mit einem Kleinkind ist sie besonders vulnerabel, da sie nicht auf familiäre Unterstützung und emotionalen Halt zählen kann. In Venezuela verfügte sie über Haushaltangestellte, die ihr mit den Kindern und dem Haushalt zur Seite standen sowie über viele andere Annehmlichkeiten im Gegensatz zur Schweiz. Ihr Mann war nach dem Umzug in die Schweiz selber mit der Verarbeitung seiner eigenen Migrationserfahrungen beschäftigt und erwies sich, wie wir später sehen werden, nicht als emotionale Stütze.

Amalia Torres' erster Eindruck eines Lebens in der Schweiz entsprach nicht ihren Erwartungen, obwohl sie das Land während gemeinsamer Ferien mit ihrem Partner bereits besucht hatte und nicht ohne Vorwissen gekommen war. Sie hatte eine bestimmte Vorstellung von einem Leben in der Schweiz, aber es wurde alles anders. Wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden, hatte sie sich einen leichteren Einstieg in ihren Beruf vorgestellt. Sie hatte auch angenommen, dass die Erwerbs- und Familienarbeit in der Schweiz leichter zu vereinbaren seien. In diesem Zusammenhang hatte sie sich mehr Unterstützung von ihrem Ehemann erhofft. Insgesamt war Amalia Torres nicht davon ausgegangen, dass die Anfangszeit in der Schweiz so schwer sein würde. Die Auswirkung der Migration auf ihr Leben hatte sie offenbar überrascht. Darüber hinaus hatte sie die Bedeutung der mangelnden sprachlichen Fertigkeit und den grossen Einfluss der Sprachbarriere in der Interaktion mit ihrer sozialen Umwelt vollkommen unterschätzt, was sie in dieser Anfangsphase sozial isolierte.

Ausschluss Erfahrung in der Familie des Ehemannes und am Arbeitsplatz

Amalia Torres berichtet in ihrer biographischen Selbstpräsentation, dass ihre Schwiegereltern sie nicht in der neuen Familie willkommen hiessen. Sie fühlte sich von den Eltern und Familienangehörigen ihres Partners eher geduldet, da sie die Mutter ihrer Enkelkinder ist, aber nicht angenommen. In den Augen der Eltern ihres Mannes passte sie als Südamerikanerin nicht zu ihrem Sohn. Die als ablehnend und herablassend empfundene Grundhaltung der Schwiegereltern gegenüber Amalia Torres illustriert folgende Aussage:

„Sie haben meine Präsenz abgelehnt, auch wenn sie es nicht gesagt haben, aber das merkte ich. Ich fühlte mich sehr ausgegrenzt. Ich konnte ja die Sprache nicht. Für sie war ich anders. Bei Einladungen wurde ich nicht gefragt, ob ich etwas essen oder trinken möchte. Ich sass in einer Ecke. Alle bewegten sich und ich sass nur da und schaute den anderen zu. Mir wurde nichts angeboten. Ich wurde nicht in ihre Gespräche miteinbezogen. Ich fühlte mich (...), ich fühlte mich richtig ausgeschlossen (...). Sogar innerhalb der Familie meines Mannes. Das fand ich ekelhaft, weil (...) man fühlt sich als Ausländerin wie die Doofe, wie diejenige, die die Sprache gar nicht kann.“

Die Biographieträgerin verdeutlicht hier, dass die Familie des Partners ihr nicht die Herzlichkeit und das Interesse entgegenbringt, wie sie es sich erhofft hatte. Sie nahm wahr, nicht in dieser Familie aufgenommen zu werden. Sie erlebte im Gegenteil eine Zurückweisung und fühlte sich nicht akzeptiert. Die Schwiegereltern mochten Amalia Torres offenbar nicht. Sie musste sich mit Vorbehalten und Vorurteilen des sozialen Umfeldes ihres Mannes auseinandersetzen. Die Biographin erzählt, dass sie sich häufig bei Familienanlässen der Anschuldigung ausgesetzt sah, aus Profit und wirtschaftlichen Überlegungen heraus geheiratet zu haben. Die distanzierte Haltung der Familie ihres Partners vermittelte ihr das Gefühl, ein ungebetener Eindringling in die bestehende Familienstruktur zu sein. Mit dieser Geringschätzung hatte sie nicht gerechnet.

Thematisch greift Amalia Torres in dieser Sequenz wieder das Problem der fehlenden Sprachkenntnisse auf. Die Tatsache, dass sie in der Anfangsphase als Neuzugezogene noch nicht die deutsche Sprache beherrschte, sie die Familienangehörigen ihres Mannes nicht verstehen konnte und von ihnen nicht verstanden wurde, verunsicherte die Biographin zunehmend. Insbesondere das Desinteresse der Familie ihres Mannes dafür, was sie zu sagen oder welche Bedürfnisse sie hatte, erlebte sie als entwertend und ausgrenzend. Mit der Verwendung des Begriffs „ekelhaft“ stellt sie eine thematische Verbindung zur subjektiv erlebten Ausgrenzungserfahrung her. Hierbei bringt sie ihre Gefühle zur Sprache. Diese könnten Ausdruck eines tief empfundenen Schmerzes sein, dessen Ursprung auf Gefühle des Nicht-Dazugehörens und des Sich-Übergangen-Fühlens zurückzuführen sind. Zugleich könnte die Biographin auf andere migrationsspezifische Erfahrungen im biographischen Kontext verweisen. Amalia Torres schildert, dass sie sich im Beisammensein der Schweizer Familie des Ehemanns aufgrund der sprachbedingten Kommunikationsschwierigkeiten wie eine „Doofe“ fühlte. Als sie ihr Gefühl einer Frau von geringerer Intelligenz beschreibt, greift sie auf eine Form der Distanzierung und Verallgemeinerung durch den Gebrauch des Indefinitpronomens ‚man‘ zurück. Die Satzabbrüche lassen erkennen, dass sie unter der erlebten Erfahrung der Ausgrenzung leidet. Zugleich verdeutlicht diese Formulierung, dass sie als „Ausländerin“ wahrgenommen zu werden mit einer Abwertung ihrer Person in Verbindung bringt. Sie hat den Eindruck, als die Dumme zu gelten, also als eine Ungebildete aufgrund der Sprachschwierigkeiten.

Selbst zehn Jahre nach der Migration in die Schweiz und nach Überwindung der anfänglichen Sprachbarriere, macht sie nach wie vor Differenzerfahrungen auch am Arbeitsplatz, wie der Fortgang der Erzählung belegt:

„Sogar heute noch, obwohl ich viel besser Deutsch spreche, wenn ich zum Beispiel in der Kantine Mittagessen gehe, wo ich arbeite und ich mich zu den anderen hinsetze, redet niemand mit mir (...). Sie sind fast alles Deutsche und Schweizer. Sie reden untereinander und ich sitze daneben. Aber heute fühle ich mich gar nicht mehr ausgeschlossen. Früher fand ich das traurig, heute ist es mir völlig egal geworden.“

In dieser Sequenz tritt die Thematik des Sich-Erlebens als „Ausländerin“ und des sozialen Ausschlusses im Arbeitsumfeld zutage. Die Erfahrungen eines zugeschriebenen „Anderseins“ und fehlende Zugehörigkeitsgefühle scheinen zum roten Faden im Schweizer Leben von Amalia Torres zu werden. Ihre ArbeitskollegInnen erwecken bei ihr den Eindruck, eine soziale Distanz aufzubauen und den Kontakt zu ihr

zu meiden. „Die Deutschen“ und „die Schweizer“ werden von Amalia Torres als eine homogene und in sich geschlossene Gruppe dargestellt, die durch eine gemeinsame Sprache verbunden über die Macht verfügt zu entscheiden, wer ein- oder ausgeschlossen wird. Als Migrantin afro-lateinamerikanischer Herkunft fühlt sie sich als nicht dazugehörend. Sie macht am Arbeitsplatz die Erfahrung des Ausgeschlossenwerdens von den anderen Mitarbeitenden. Ihre marginalisierte Position unter ihren ArbeitskollegInnen schwächt sie ab, indem sie die Erfahrung sozialen Ausschlusses bagatelisiert, die sie heute nicht mehr als belastend empfinde. Amalia Torres berichtet aus der Sicht einer Person, die den erfahrenen Ausschluss heute als unbedeutend erlebt, obwohl auch hier deutlich wird, wie konsterniert sie ist. Die Bewertung „egal“ deute ich zum einen als Strategie der Biographieträgerin zur Rückgewinnung ihrer Handlungsfähigkeit im Umgang mit Ausschlusserfahrungen, die sie sich im Laufe der Zeit angeeignet hat. Zum anderen lässt sich ihre Reaktion als Hinweis darauf lesen, sich hinter einem Gefühl der Gleichgültigkeit zu verbergen, um den Schmerz gesellschaftlicher Zurückweisung nicht zulassen zu müssen. Sie wählt Indifferenz als Schutz- und Bewältigungsmechanismus und als Strategie, die erlittene Demütigung der sozialen Ausgrenzung abzuwehren. Im Weiteren lässt ihre Äusserung, der soziale Ausschluss berühre sie heute nicht mehr, die Vermutung zu, dass sich ihre abgewehrten Wünsche nach Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Akzeptanz in Resignation manifestieren.

Liebe und Machtverhältnisse in einer binationalen Ehe

Amalia Torres setzt ihre Lebensgeschichte fort, indem sie die beginnenden Beziehungsprobleme, die seit der Einreise in die Schweiz stärker zum Ausdruck kommen, und die damit verbundenen Demütigungen in ihrer binationalen Partnerschaft ausführlich thematisiert. Demütigungserfahrungen im Kontext der binationalen Ehe sind lebensgeschichtliche Themen, die aus der Sicht der Biographin als kritische Lebensereignisse identifiziert werden. Es fällt auf, wie detailliert und lang Amalia Torres' Narration über die Beziehung zum Schweizer Ehemann ist. Sie nimmt in ihrer selbststrukturierten Biographie einen dominanten Stellenwert ein.

Kurze Zeit nach der Ankunft in der Schweiz kam ihre Tochter Luz auf die Welt. Knapp sechs Monate nach der Migration heirateten Amalia Torres und ihr Partner. Sie waren inzwischen Eltern zweier Kinder und lebten das erste halbe Jahr nach der Einreise in einer Kantonshauptstadt.

In der Anfangszeit nach der Migration hatte sich das binationale Paar auf klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung geeinigt. Amalia Torres übernahm die konventionelle Rolle als Hausfrau und Mutter, während ihr Partner einer ausserhäuslichen Berufstätigkeit nachging. Somit war nur ein Familieneinkommen vorhanden. Als einst erwerbstätige und selbstständige Frau in Venezuela entwickelte Amalia Torres rasch den Wunsch, Deutsch zu lernen, um unabhängiger von ihrem Mann zu sein und sich im neuen Land besser zurechtzufinden:

„Ich sagte meinem Mann, dass ich unbedingt einen Deutschkurs besuchen will. Zum einen ist es wichtig, damit ich kommunizieren kann. Zum anderen falls die Kinder ein Problem mit den Lehrern haben sollten, will ich mit ihnen reden können. Und da sagte er, dass er in Südamerika alleine Spanisch zu sprechen gelernt hatte. Und dann sagte er: ‚Warum kannst du nicht alleine Deutsch lernen?‘ Aber Deutsch ist ja eine komplett andere Sprache. Ich verstand nicht einmal ein „Grüezi“, das war so anders. Ich antwor-

tete ihm, dass ich eine solche Sprache nicht alleine lernen kann, ich muss eine Schule besuchen. Er wollte aber nicht die Schule bezahlen. Er sagte, dass der Deutschkurs zu teuer ist.“

Aus Amalia Torres' Erzählung lässt sich ein Machtverhältnis zwischen ihr und ihrem Ehemann rekonstruieren, wobei sie sich hier in der Rolle der finanziell abhängigen Migrantin präsentiert. Ihr Partner hatte die Kontrolle über das verfügbare familiäre Einkommen. Das Geld legte er, so legt obiges Zitat nahe, auch als Machtmittel aus. Ihr Mann wollte kein Geld für den Deutschunterricht seiner Frau ausgeben, obwohl es die finanzielle Situation der Familie zugelassen hätte. Durch die Verweigerung der Bezahlung des Deutschkurses wurde sein überlegener Status deutlich. Implizit warf der Mann seiner Frau vor, sich nicht genügend anzustrengen, selbstständig die Sprache zu erlernen. Er schrieb ihr so eine Schuld zu. Es stellt sich hier die Frage, ob ihr Mann ihr bewusst keinen Sprachkurs finanzieren wollte, um Kontrolle über sie ausüben zu können, aus Angst, sie zu verlieren, sollte sie sich im Alltag autonomer bewegen.

Auf der Suche nach Alternativen, um die Sprache zu erlernen, erfuhr Amalia Torres von einem städtischen Gratis-Deutschkursangebot. So fand sie Zugang zu einem Sprachkurs, der sich speziell an Frauen und Mütter aus unterschiedlichen Kulturen richtete und gleichzeitig auch eine Kinderbetreuung anbot. Die Biographin berichtet, dass der Kurs zwei Mal wöchentlich während eineinhalb Stunden stattfand. Sie begann die Sprache zu lernen. Sie freute sich über die Fortschritte. Dieser Kursbesuch bedeutete für sie eine Möglichkeit, aus der Wohnung zu kommen und mit anderen Menschen zu interagieren.

Hier lernte sie ihre spätere beste Freundin, Valentina Navarro, kennen, ebenfalls Venezolanerin, mit der sie den gemeinsamen Erfahrungshintergrund einer Erkrankung an einer Depression teilt. Beide befanden sich in einer ähnlichen Lebenslage als Migrantinnen aus Lateinamerika. In der Interaktion mit ihrer Freundin, die einen ähnlichen sozialen und biographischen Hintergrund aufweist, gelingt es Amalia Torres ihre benachteiligte Lebenssituation im Migrationskontext nicht als individuelle, sondern als kollektive Erfahrung zu interpretieren.

Amalia Torres bringt an dieser Stelle weiter zum Ausdruck, sich in ihrer Handlungsautonomie eingeschränkt gefühlt zu haben, da sie nicht über die finanziellen Ressourcen verfügte, selber für den Deutschunterricht aufkommen zu können. Es wird sichtbar, dass sie in dieser Situation eine aktive Rolle einnimmt. Durch eigenverantwortliches Handeln gelingt es ihr, einen kostenlosen Deutschkurs zu finden und so die Handlungsbeschränkung und Abhängigkeitsstrukturen zu reduzieren. Obwohl Amalia Torres anfängliche Orientierungsschwierigkeiten im neuen Land hat, präsentiert sie sich als eine aktiv Handelnde, die sich aus einer passiven und abhängigen Rolle lösen will und tatkräftig die Probleme angeht.

Leben als Venezolanerin in der Schweiz

Die Biographin schildert, dass sie gerne mehr Kontakt zu SchweizerInnen gehabt hätte. Dem misst sie eine grosse Bedeutung bei. Doch sie findet nicht den gewünschten Zugang zur Mehrheitsgesellschaft. Sie führt die Schwierigkeit, mit der lokalen Bevölkerung Freundschaften zu schliessen, darauf zurück, „Ausländerin“ zu sein. Der Versuch, „Anschluss“ zu finden, gelang ihr nicht:

„Ich denke, dass wir Ausländer wie die Doofen behandelt werden, weil wir die Sprache nicht können und dann ist es noch so, dass wir nicht dazugehören. Ich gehöre nicht zu dieser Gesellschaft, egal wie lange ich hier lebe. Ich gehöre heute nach elf Jahren immer noch nicht ganz dazu, ich kann mich anpassen, aber nie, nie im Leben kannst du richtig dazugehören. Das kann dich ganz schön traurig machen (...). Ich finde, hier fehlt es an Warmherzigkeit, hier fehlt wirkliche Hilfsbereitschaft (...). Wir haben keine Freundschaften zu Schweizerinnen, weil (...), wer sind unsere Freundinnen? Die Latinas (...), weil die Schweizerinnen gar kein Interesse an uns haben. Aber ich verstehe auch mittlerweile, dass die Schweizerinnen kein Interesse an meiner Freundschaft haben (...). Wir haben ja unterschiedliche Perspektiven auf das Leben. Dann sagen aber viele Schweizer, ihr, die Latinas, dass ihr immer nur unter Latinas seid und ihr habt keine Schweizer als Freunde. Wie viele Schweizer wollen die Latinas als Freundinnen? Wie viele Schweizer wollen uns wirklich kennenlernen? Ich meine uns als Menschen kennenlernen?“

In dieser eindrücklich erzählten Sequenz ist Amalia Torres' leidvolles biographisches Thema der Erfahrung von sozialer Ausgrenzung und Ausschluss erkennbar. Die Biographieträgerin veranschaulicht hier den Versuch und das Misslingen, soziale Beziehungen von innerethnischen auf interethnische Kontakte zu erweitern, um mit Esser (1990) zu sprechen. Die Biographieträgerin verdeutlicht im ersten Satz, die Nichtbeherrschung der Sprache als ein Ausschlussmittel zu erleben. Sie beschreibt ihren Eindruck, als „Doofe“, also als eine minderwertige Person, von den „Einheimischen“ behandelt zu werden, was sie in den Zusammenhang ihres Migrationshintergrundes setzt. Die erneute Erwähnung, sich als „Doofe“ behandelt zu fühlen, lässt erkennen, unter der erlebten Erfahrung der Ausgrenzung, Stigmatisierung und Diskriminierung als Migrantin zu leiden. Das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit ist im Weiteren sehr dominant und erscheint ihr als eine schwer zu tragende Last. Insofern lässt sich das Gefühl eines Mangels an Zugehörigkeit als zentrales Thema in ihrem Leben herauskristallisieren. Sie rekurriert auf ihre lateinamerikanische Herkunft im Versuch zu erklären, welche Schwierigkeiten sie beim Schliessen neuer Freundschaften mit Schweizerinnen hat. Die Biographin führt dies zum einen auf die sehr begrenzten Kenntnisse der neuen Sprache zurück und die damit verbundene Negativ-Wahrnehmung ihrer Person. Das kann dahingehend interpretiert werden, dass es ihr bis heute wehtut, gegenüber der restlichen Gesellschaft als minderwertig und von geringerer Intelligenz zu gelten. Zugleich verweist es auf ihre Sehnsucht nach Anerkennung und Wertschätzung. Die fehlende Möglichkeit sprachlicher Verständigung mit Schweizerinnen stellt sie allerdings nur als einen Aspekt dar. Zum anderen verweist sie als Migrantin auf Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen. Sie argumentiert in diesem Zusammenhang, dass SchweizerInnen ihr kein Interesse entgegenbringen, weil sie unterschiedliche Lebensansichten aufweisen.

Amalia Torres zeigt zugleich Verständnis für das fehlende Interesse. Sie greift auf Verallgemeinerungen bei der Verwendung der Bezeichnungen „Schweizerinnen“, „Ausländerinnen“ und „Latinas“ zurück. Auffallend ist auch das Wechseln von der „Wir“- zur „Ich“-Erzählung. Die Hauptfigur Amalia Torres hat die Erfahrung gemacht, beim Versuch, Freundschaften zu Schweizerinnen zu schliessen, als „kulturell Andere“ wahrgenommen zu werden und auf Vorurteile zu stossen. Ihr wird, so sagt sie, vorgehalten, gar keinen Wunsch nach einem echten Kontakt mit Schweizerinnen zu haben und sich nur mit LateinamerikanerInnen zu umgeben. Sie reagiert auf diese Vorwür-

fe, indem sie an das Menschsein appelliert und sich fragt, wer wirklich Interesse an ihr als Person hat, ungeachtet des Migrationshintergrundes. Den fehlenden Zugang zu SchweizerInnen bezeichnet sie als eine traurige Erfahrung. Ihre Bemühungen, tragfähige und auf gegenseitiger Wertschätzung und Akzeptanz beruhende Freundschaften mit SchweizerInnen einzugehen, misslingen. Sie realisiert, dass sie keinen freundschaftlich geprägten Kontakt zu SchweizerInnen aufbauen kann. Hier wird die emotionale Verletzung aufgrund des erfahrenen sozialen Ausschlusses deutlich zum Ausdruck gebracht.

Veränderung der ehelichen Beziehung nach der Migration

Nach sechs Monaten in einer Grossstadt zog die Familie von Amalia Torres in eine kleine Gemeinde mit ca. 1'300 Einwohnern in einem angrenzenden Kanton. Um von ihrem neuen Wohnort in die Stadt zu fahren, benötigte man mit den öffentlichen Verkehrsmitteln ca. eine Stunde. Nach dem Umzug in eine ländliche Region geriet Amalia Torres verstärkt in eine isolierte Paar- und Familiensituation. Ihr Mann ging seinem Beruf nach und nahm die Rolle des Versorgers und Ernährers der Familie ein. Die Biographin blieb mit den Kindern zuhause. In der Haupterzählung schildert Amalia Torres ausführlich, wie sich ihre Migrationserfahrungen auf die Beziehungsdynamik bemerkbar machen:

„Wir hatten Probleme bekommen (...). Mein Leben hatte sich nach der Migration in die Schweiz sehr verändert. In Venezuela hatte ich meine Familie, meine Arbeit, meinen Status, ich kannte mich überall aus. Damals war mein Mann von mir abhängig. Obwohl er gut Spanisch sprach, kannte er viele Begriffe nicht, um zum Beispiel mit dem Anwalt oder dem Buchhalter zu reden oder mit den Mitarbeitenden in unserem kleinen Hotel. Ich war zuständig mich mit ihnen zu verständigen, denn das Subtile der Sprache ist wichtig. Als Ausländer kann man das Subtile nicht beherrschen. Ich war wie ein Katalysator zwischen meinem Mann und der venezolanischen Gesellschaft. Ich war sehr wichtig für ihn in Venezuela. Als wir in die Schweiz ankamen, kehrte sich die Situation. Ich wurde von ihm abhängig. Ich hatte keine Familie, ich hatte meinen Status verloren, meine Position hier war ganz anders (...). Das ist etwas, das nicht beachtet wird. Ich habe eine andere Welt in der Schweiz entdeckt als es sich die Leute vorstellen.“

Die Äusserung über die beginnenden ehelichen Probleme nach der Migration in die Schweiz lässt darauf schliessen, dass ihre binationale Beziehung von einem grossen Ungleichgewicht überschattet ist. Deutlich betont wird in dieser Passage der biographische Statuswechsel, bedingt durch die binationale Ehe zu ihrem Schweizer Mann. Dies führt zu einer widersprüchlichen Position der Biographieträgerin. In Venezuela bewegte sie sich einerseits frei als selbstbewusste, selbstständige und unabhängige Frau, die berufstätig war. So lese ich aus ihrer Schilderung heraus, dass Amalia Torres über einen resoluten Charakter verfügt. Sie beschreibt, als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft in Venezuela eine tragende Rolle innerhalb der binationalen Paarbeziehung innegehabt zu haben. Nach der Migration und vor allem zu Beginn der Ehe wird sie andererseits auf einen Schlag von ihrem Mann auf einer ökonomischen, sozialen und aufenthaltsrechtlichen Ebene abhängig, kann nicht in ihrem erlernten Beruf arbeiten und macht Erfahrungen sozialer Abwertung sowie sozialen Ausschlusses. Der Übergang von der gewohnten Unabhängigkeit als berufstätige Frau in Venezuela zur plötz-

lichen Abhängigkeit als Ehefrau in der Schweiz scheint sich auf ihre Beziehung auszuwirken. Gerade am Anfang des Zuzugs in ein neues Land kennt sie sich noch nicht in allen Lebensbereichen aus und ist auf die Unterstützung ihres Mannes beispielsweise im Umgang mit Behörden oder beim Schriftverkehr auf Deutsch stärker angewiesen.

Die Erzählerin berichtet, dass sie gerne wieder erwerbstätig sein wollte, um ihre finanzielle Unabhängigkeit zurückzugewinnen. Stattdessen füllte sie die ihr durch ihren Mann zugewiesene Rolle als Mutter aus, die für die tägliche Sorge um Kinder und Haushalt zuständig ist und passte ihre Erwerbstätigkeit den familiären Bedürfnissen an. Ihr Mann hatte ein klares Rollenverständnis und stand für eine traditionelle Aufgabenteilung der Geschlechter, wie in dieser Szene sichtbar wird:

„Ich musste nicht am Anfang arbeiten gehen, obwohl ich das wollte. Ich war zu stolz meinen Mann immer fragen zu müssen: ‚Kannst du mir Geld geben? Ich brauche 50.- CHF‘. Wenn er mich dann fragte, wofür, dann fühlte ich mich völlig blossgestellt. Von dem her war es für mich schwierig, weil ich nicht mein eigenes Geld verdiente. Meine Kinder waren damals zu klein, ich konnte die Sprache nicht, ich kannte die Kultur nicht und es war einfach zu schwierig als Migrantin am Anfang eine Arbeit zu finden. Aber ich hätte mir damals auch nie vorstellen können, dass ich als Putzfrau oder so arbeiten gehen würde, weil ich Marketing-Fachfrau bin. Eine Putzfrau und ein Kindermädchen hatte ich selber früher zuhause (...). Ich wollte eine ähnliche Arbeit machen wie in Venezuela, aber ich konnte die Sprache nicht. Mein Mann wollte aber auch nicht, dass ich als Putzfrau arbeiten gehe. Das war für ihn kein Thema. Für ihn war es so, dass ich zuhause mit den Kindern bleiben musste und Hausfrau bin. Das wollte er so. Heutzutage denke ich, dass man sich nicht zu schämen braucht, eine Hausfrau zu sein. Im Gegenteil, Hausfrau ist eine wichtige Arbeit. Man sollte stolz sein, dass du zuhause mit deinen Kindern bleiben kannst, ihnen Stabilität und eine Struktur anbieten kannst. Das habe ich damals aber nicht so gesehen, ich wollte in meinem Beruf arbeiten.“

Amalia Torres' Wunsch, einer ausserhäuslichen Tätigkeit nachzugehen, stand im Widerspruch zu den Vorstellungen des Ehemannes. Sie misst zwar heute der Familienarbeit eine grosse Bedeutung bei, doch räumte sie zum damaligen Zeitpunkt der Berufsarbeit ebenfalls eine hohe Priorität ein. Für die Biographin stand die Partizipation im öffentlichen Raum, so wie sie es in Venezuela gewohnt war, im Zentrum. Ihr Ehemann hatte hingegen ausgesprochen traditionelle Rollenerwartungen an sie. Er schrieb seiner Frau die „Zuständigkeit“ für unbezahlte Haus- und Familienarbeit zu. Aufgrund der familiären Verpflichtungen lehnte der Ehemann eine berufliche Tätigkeit seiner Frau ab, ungeachtet in welchem Arbeitsfeld. Dadurch entstand eine finanzielle Abhängigkeit für Amalia Torres von ihrem Mann. Er schien jedoch die Tatsache, dass er eine berufstätige Frau geheiratet hatte, die gerne weiter arbeiten wollte, zu ignorieren. Zugleich befand sie sich in der Situation, ihren Mann bitten zu müssen, ihr für die eine oder andere Anschaffung oder sogar für ihre eigene Kleidung Geld zu geben. Diese Erfahrung stand im Gegensatz zu ihrem Leben in Südamerika, als sie einer Erwerbsarbeit nachging und ökonomisch autonom war.⁷

7 Für Amalia Torres trifft zu diesem Zeitpunkt zu, was Riaño (2011) in einer Untersuchung gezeigt hat, dass viele Frauen aus sogenannten Drittstaaten kritisch gegenüber Geschlechterungleichheiten in ihren Herkunftsländern geworden sind. Einige Frauen nehmen durch die Heirat mit einem Europäer

In dieser Textpassage erwähnt Amalia Torres weiter, dass sie in der ersten Phase nach der Migration in die Schweiz eine klare Vorstellung ihres beruflichen Einstiegs hatte. Sie beabsichtigte, in ihrem Beruf wieder Fuss zu fassen. Da sie in Venezuela ein erfülltes Berufsleben hatte, ging sie zum damaligen Zeitpunkt nicht davon aus, auf grosse Schwierigkeiten beim Zugang zur Arbeitswelt zu stossen, so wie es ihr später in der Schweiz widerfuhr. Die Biographin führt aus, dass sie ihre angelernte Berufstätigkeit ausüben wollte und eine Anstellung gemäss ihrer Qualifikation suchte. Damit bringt sie zum einen den Wunsch nach sozialer Anerkennung zum Ausdruck. Zum anderen zeigt sich hier, wie die berufliche Stellung das Selbstbild der einzelnen Personen prägt. Denn sowohl Amalia Torres wie auch ihr Mann bekundeten eine weitverbreitete Geringschätzung gegenüber der Tätigkeit einer Reinigungsfrau, die gesellschaftlich kaum Anerkennung findet. Im späteren Verlauf des Interviews zeigt sich, dass Amalia Torres später dennoch einer Arbeit, die mit Reinigen zu tun hat, nachgehen wird.

Da Amalia Torres' berufliche Partizipation in der Anfangszeit nach der Zuwanderung nicht möglich war, da sie zunächst keine Arbeitsstelle fand, erhöhte sich das Abhängigkeitsverhältnis von ihrem Schweizer Partner. Aus der Perspektive Amalia Torres' ist der Konflikt innerhalb der Beziehung nicht einzig dem Geschlechterarrangement⁸ oder der Binationalität innerhalb der Beziehung geschuldet. Sie führt die Beziehungsschwierigkeiten zum einen auf die „Gesellschaft“ zurück, wie sie sagt, und meint damit die Schweizer Gesellschaft. Sie argumentiert, dass sie in Venezuela ebenfalls drei Jahre ein binationales Paar und nicht mit denselben Problemen konfrontiert waren. Zum anderen erklärt sie sich die Unstimmigkeiten und Differenzen in ihrer Partnerschaft aufgrund unterschiedlicher Vorstellungen einer Beziehung und des Verhaltens ihres Mannes ihr gegenüber.⁹

an, eine gleichberechtigte Beziehung als mit einem Mann aus ihrem Land einzugehen. Gleichzeitig lässt sich wie im Fall des Ehemanns der Biographin erkennen, dass laut Riaño und Baghdadi (2007) gewisse Europäer Mühe haben, sich den sich ändernden Geschlechterrollen in ihren Herkunftsländern anzupassen, und suchen ein eher „traditionelles“ Arrangement durch die Heirat mit einer „Ausländerin“.

- 8 Die Soziologin Birgit Pfau-Effinger (2000) entwickelte die Theorie der Geschlechter-Arrangements weiter, um ein Erklärungskonzept für eine comparative Erforschung der Arbeitsintegration von Frauen anzubieten und stellte historische und soziokulturelle Faktoren in den Vordergrund. „Die Theorie betont die Bedeutung der – teilweise widersprüchlichen – Interaktion und Dynamiken zwischen Kultur, Institutionen, sozialen und ökonomischen Strukturen und Akteurshandeln, die den gesellschaftlichen Kontext für das Geschlechterverhältnis und die Art und Weise, in der dieses mit dem Verhältnis von Familie und Erwerbsarbeit verknüpft ist, bilden. Diese Theorie geht davon aus, dass Geschlechter-Arrangements jeweils durch eine spezifische ‚Geschlechterkultur‘ geprägt sind, die auf kulturellen Familienmodellen beruht, welche teilweise im Ländervergleich differieren“ (Pfau-Effinger 2014: 175-176).
- 9 In der Literatur zum Einfluss der Schweizer Migrationspolitik auf binationale Beziehungen (vgl. Riaño et al. 2006, Riaño 2011) ist davon die Rede, dass in der Schweizer Migrationspolitik geschlechtsspezifische Bilder enthalten sind. So drängt diese Migrationspolitik die ausländische Ehefrau direkt und indirekt in die gesetzliche und ökonomische Abhängigkeit des Ehemanns und kreiert dadurch eine ungleichwertige Machtposition. Die Migrationspolitik ist insofern von einer patriarchalen Geschlechterkultur geprägt, in der der Mann als für den gemeinsamen Lebensunterhalt zuständig erachtet und die Migrantin in der Rolle der nicht erwerbstätigen Ehefrau wahrgenommen wird.

Erwartungen und enttäuschte Hoffnungen einer Ehe mit einem Schweizer Mann

Für Amalia Torres war die Migration in die Schweiz mit Hoffnung auf ein intaktes Familienleben in einem politisch stabilen Land verknüpft. Die Ehe entwickelte sich allerdings anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie sehnte sich nach einem verantwortungsvollen Partner, konstatierte jedoch schnell, dass ihr Mann ihre Erwartungen nicht erfüllte. Ausführlich thematisiert Amalia Torres, wie sich ihre Beziehung seit der Migration in die Schweiz verändert hatte:

„Als ich hier ankam war es für mich das Wichtigste, dass das, was mir am meisten bedeutete, nämlich meine Familie, die ich in Venezuela zurückgelassen hatte, dass ich hier eine neue Familie mit ihm haben könnte. Ich wünschte mir einfach eine eigene Familie. Für ihn waren aber andere Sachen wichtig. Er hatte seine Arbeit, traf seine Freunde von früher und am Abend war er selten da. Er wurde ein leidenschaftlicher Fussball-Fan¹⁰ und ging am Wochenende immer zu den Fussball-Matches. Ich war hingegen immer alleine mit den Kindern. Er dachte, dass ich es mit den Kindern zuhause gemütlich habe und es schön ist. Eben, da fühlte ich mich wie ohnmächtig, weil (...) ich hatte es gar nicht schön und gar nicht gemütlich. Ich hatte sehr viel Arbeit mit zwei kleinen Kindern. Er hatte keine Zeit für die Familie, er hatte kaum Zeit für uns und ich war neu hier. Somit hatten wir zwei unterschiedliche Vorstellungen. Heutzutage hätte es mir nicht viel ausgemacht, da ich selber meine eigenen Interessen habe. Aber damals kam ich aus einer ganz anderen Welt, da war es für mich völlig schockierend, ich fühlte mich völlig einsam, ausgeliefert mit zwei Kleinkindern. Er wollte mehr die Gesellschaft seiner Freunde und ich wollte mich geborgen und akzeptiert fühlen (...). Ich denke, was ich mir von ihm in der Schweiz gewünscht hätte, war Respekt und Geborgenheit für meine Kinder. Ja, von ihm hätte ich mir mehr Respekt, Verständnis, Empathie und Geborgenheit gewünscht (...). Dann haben wir uns ziemlich auseinandergelebt.“

Mit diesem letzten Satz weist Amalia Torres in diesem Ausschnitt aus ihrer Lebenserzählung auf den schleichenden Prozess des Sich-Entfremdens und der eintretenden Erfahrung der Beziehungslosigkeit hin. Das Paar geht gegenseitig auf Distanz. Zugleich zeigt sich in dieser Passage die hohe Relevanz, die ein stabiles Familienumfeld im Kontext der Migration für das Wohlergehen aufweist. Amalia Torres verliess ihr Herkunftsland wegen ihrer Beziehung, um ihrem Mann zu folgen und in der Schweiz ein Familienleben zu führen. Im ersten Satz dieser Textstelle verdeutlicht die Biographin die zentrale Bedeutung, die sie einem Familienleben in der Schweiz beimisst. Amalia Torres' Vorstellungen und Erwartungen hinsichtlich Ehe und Familie weichen scheinbar von denjenigen ihres Partners ab, was als drohendes Konfliktpotential der Beziehung rekonstruiert werden kann. Ihr Wunsch nach einem Familienleben lässt sich nicht wie erhofft verwirklichen. Es stellt sich die Frage, ob ihr Wunsch nach Zugehörigkeit, den sie mit Familie verknüpft, möglicherweise aus ihren Kindheitserfahrungen stammen könnte. Nach der Trennung der Eltern im Alter von drei Jahren wächst sie bei ihrer alleinerziehenden Mutter auf, die später eine neue Beziehung einging. Ihre Mutter war neben der Haus- und Familienarbeit auch für die Beschaffung des Familieneinkommens zuständig. Es ist ferner davon auszugehen, dass der Vater

10 Amalia Torres nennt in diesem Interviewausschnitt den Fussballclub, aber um keine Rückschlüsse auf den Wohnkanton zu geben, verzichte ich an dieser Stelle nähere Angaben zu machen.

aufgrund seiner selbstständigen Erwerbstätigkeit und den unterschiedlichen Wohnorten nicht sehr präsent in Amalia Torres' Leben war.

Die Hauptfigur der Erzählung führt in dieser Textpassage weiter aus, dass sie sich zunehmend einsam und in ihrer Ehe vernachlässigt fühlt. Sie ist von ihrem Mann enttäuscht. Die Biographin kann sich nicht auf ihn verlassen wie gehofft. Gleich nach der Migration sieht sie sich auf sich alleine gestellt. Sie war überzeugt, dass die Versorgung von zwei Kleinkindern nicht alleine auf ihren Schultern lasten würde. Sie hatte sich mehr Unterstützung und Präsenz von ihrem Mann erwartet. Amalia Torres verdeutlicht mit der Formulierung „Ich hatte es gar nicht schön und gar nicht gemütlich. Ich hatte sehr viel Arbeit mit zwei kleinen Kindern“ ihre Unzufriedenheit über die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zuhause. Sie hat ihren Wunsch nach Erwerbsarbeit und Selbstständigkeit den Bedürfnissen und Interessen des Familienlebens angepasst. Aus der Textpassage geht hervor, dass der Ehemann ihr immer weniger Beachtung schenkt. Ihr Bedürfnis nach Anerkennung, Zuwendung und emotionaler Nähe in der Beziehung bleibt in der ersten Phase nach der Migration ungestillt. Ihr gelingt es nicht, die gefühlte Distanz zu ihrem Ehemann zu reduzieren. Die Familie stellt sie sich hier als den geschützten Ort vor, in dem sie ihre Erlebnisse als Migrantin verarbeiten und Geborgenheit finden kann. Eine mögliche Erklärung für ihre Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit und menschlicher Annahme wäre, an diesem Ort Erfahrungen sozialer Ausgrenzung sowie fehlender gesellschaftlicher Akzeptanz und mangelnde soziale Geborgenheit ausgleichen zu können.

Mit den Formulierungen „ich wollte mich geborgen und akzeptiert fühlen“ und „von ihm hätte ich mir mehr Respekt, Verständnis, Empathie und Geborgenheit gewünscht“ bringt Amalia Torres zum Ausdruck, dass sie sich nach dem Gefühl des Aufgehobenseins und nach Liebe sehnt sowie nach jemandem, der für sie da ist. Ihre Sehnsucht nach einer zuverlässigen und liebevollen Beziehung zu ihrem Mann birgt die Gefahr, dass sie als abhängige und unselbstständige Frau hingestellt oder ihr eine „Opferrolle“ zugeschrieben wird. Die Nichterfüllung ihrer Sehnsucht könnte sie auf ein Selbstverschulden zurückführen. Die Biographin ist mit einer partnerschaftlichen Beziehungsproblematik konfrontiert, sich nicht angenommen, wertgeschätzt, unterstützt und geliebt zu fühlen. So erfährt sie nicht nur gesellschaftliche Ablehnung, sondern fühlt sich nun auch von ihrem Ehemann abgelehnt. Aus der selbststrukturierten Erzählung lässt sich insofern rekonstruieren, dass für Amalia Torres die Verwirklichung ihrer Bedürfnisse wie Berufstätigkeit, Autonomie und Anerkennung, unter gleichzeitiger Berücksichtigung eines intakten Familienlebens, eine biographische Relevanz aufweisen.

Betrachten wir die szenischen Darstellungen der partnerschaftlichen Konflikte noch etwas genauer aus Amalia Torres' Perspektive. Ihr Leben ist während der ersten Jahre nach der Migration von Verlusterfahrungen geprägt. Neben dem Verlust finanzieller Autonomie und finanzieller Handlungsspielräume sowie dem Verlust der Sprache, macht sich auch die Trauer um den Verlust ihrer Familienangehörigen und Freunde in Venezuela bemerkbar. Die Trauer ist immer noch gross, umso grösser ist die Enttäuschung, dass ihr Wunsch nach einem harmonischen Lebensarrangement als Familie nicht stattfindet. Die Biographin scheint das Vertrauen in die Tragfähigkeit der ehelichen Beziehung und in die gemeinsame Zukunft zu verlieren. In dieser Textstelle formuliert Amalia Torres klar mit dem Begriff „schockierend“ ihr Gefühl des Betrugs und Verrats an ihrer Vorstellung und ihrem Bedürfnis einer intakten Fa-

milie. Der Traum eines heilen Familienlebens, das sie als Kind nicht erfahren hat, verwirklicht sich im neuen Land nicht. Für ihre Verlusterfahrungen erhält sie von ihrem Mann keine empathische Resonanz. Aus der Sehnsucht nach einem respektvollen und empathischen Ehemann erschliesst sich der Wunsch nach Respekt und Empathie für ihre Situation als Frau und als Migrantin, die sie auch in der Aufnahmegesellschaft vermisst.

Sie gelangt zur Erkenntnis, in ihrer Beziehung nicht die Nähe und Intimität zu erfahren, die sie sich erhofft hatte. In der biographischen Selbstpräsentation herrschen ferner das Erleben von Ohnmacht sowie Gefühle des Ausgeliefertseins und der Verwundbarkeit vor. Sie relativiert diese negativen Gefühle zugleich, indem sie anfügt, heute besser mit der Situation umgehen zu können, da sie nach der Überwindung der anfänglichen Anpassungsschwierigkeiten inzwischen in der aufnehmenden Gesellschaft zurechtkommt. Dadurch präsentiert sie sich als eine migrierte Frau, die gelernt hat, mit Herausforderungen umzugehen.

Während Amalia Torres die Hauptverantwortung für Haus- und Familienarbeit alleine trug, kümmerte sich ihr Mann mit seinem Erwerbseinkommen um den finanziellen Bedarf der Familie. Seine gut entlohnte Arbeit ermöglichte, ein materiell sorgenfreies Leben zu führen. Allerdings verbrachte er immer weniger Zeit mit seiner Ehefrau und den Kindern. Die gemeinsamen Abendessen liess er häufig ausfallen. Er zog sich in Aussenaktivitäten zurück und war kaum noch zuhause. Er gestaltete seine Freizeit ohne seine Familie. Nach der Arbeit oder am Wochenende bevorzugte er die Gesellschaft seiner Freunde, besuchte Fussballspiele, ging seinen Hobbies nach und entzog sich zunehmend dem Beziehungs- und Familienleben. Die Ehezeit war von grosser Anstrengung für die Biographieträgerin begleitet. Sie musste die Aufgaben der familiären Alltagsbewältigung grösstenteils allein bewältigen. Ihr Mann schien nicht genügend Verständnis und Einfühlungsvermögen für ihre spezifische Lebenssituation als Migrantin mit zwei Kleinkindern aufbringen zu können. Sie fühlte sich alleine gelassen. Aus der subjektiven Wahrnehmung der Biographin zeigte er wenig Interesse für ihre Bedürfnisse. Was die Gründe ihres Mannes betrifft, so können diese nur erahnt werden. Die fehlende Rücksichtnahme auf Amalia Torres' Befindlichkeit erweckt den Eindruck, dass er die Beziehung zunehmend als belastend wahrnimmt. Die ihm zugetragene Verantwortung wird ihm zuviel, und so nimmt er sich neue Freiräume, um sich weniger eingeschränkt zu fühlen. Es lässt sich auch mutmassen, dass er sich von einer erhöhten Bedürftigkeit, die seine Frau an ihn heranträgt angesichts ihres Gefühls, alleine als Migrantin mit zwei Kleinkindern in einem neuen Land zu sein, emotional bedrängt fühlt und sich daher von der familiären Situation distanziert. Sein familiärer und innerer Rückzug könnte auch ein Hinweis darauf sein, mit seinem misslungenen Versuch, ein Leben in Südamerika zu führen, noch zu hadern.

Konflikte und Eskalation

Amalia Torres' Beziehungsprobleme spitzten sich zu. In ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung stellt die Schilderung der biographischen Phase, in der sie die Eskalation der Beziehungsdynamik, die innerfamiliären Zerreissproben und den Entscheidungsprozess beschreibt, ihren Mann zu verlassen, die dichteste Episodenerzählung in dem gesamten Interview dar. Die Bedeutung dieser Erfahrung für ihr Leben dokumentiert sie wie folgt:

„Und er hat dann den Respekt für mich verloren. Er hielt mich für oberblöd (...). Er hat auch mal gesagt, dass ich nicht lernfähig bin und dass ich nett und lieb bin, aber dass ich ein bisschen zurückgeblieben bin. Solche Sachen, weisst du? Ich bin nicht zurückgeblieben. Ich gebe dir ein Beispiel. Ich kann Autofahren. Aber hier in der Schweiz fährt man anders als in Venezuela. Er wollte, dass ich meine Fahrprüfung mache. Er hat es gut gemeint, damit ich es mit den Kindern einfacher habe. Er hätte mir dann ein günstiges Auto gekauft, so dass ich mich mit den Kindern überall bewegen kann. Ich war aber so beschäftigt mit meinem Einlebensprozess hier in der Schweiz, dass ich gar nicht Autofahren lernen wollte. Ich wollte mich nicht damit ablenken, ich wollte die Sprache lernen, ich wollte mich einfach einleben. Ich musste neue Umgangsformen, eine neue Gesellschaft und die vier Jahreszeiten kennenlernen, so etwas. Für mich war das nur Stress (...). Wenn ein Einheimischer eine Ausländerin heiratet, dann muss er sich über die grosse Verantwortung bewusst sein, die er hat. Die Migrantin ist wie ein grosses Kind. Alles ist anders und neu. Man kann nicht erwarten, dass die Ausländerin alles auf einmal gut kann. Dann hat er gesagt, weisst du, das Problem ist, dass du ein wenig zurückgeblieben bist und du gar nicht richtig Autofahren lernen kannst, weil deine Intelligenz gar nicht ausreicht, um das zu lernen. Immer wieder kamen solche Aussagen. Ich fühlte mich immer so wie (...). Er hat auch immer Witze über mein Deutsch vor seinen Freunden gemacht. Sogar seine Freunde meinten, dass das für sie unangenehm war, wenn er so über mich gesprochen hat. Ich habe dann versucht auf Deutsch zu reden und er hat mich dann ausgelacht und so weiter. Das war für mich (...) Ich konnte nicht mehr damit (...) Ich habe die Entscheidung getroffen, egal, was mit meinem Leben passiert, ich kann nicht mehr mit diesem Mann zusammen sein. Ich will ein Vorbild für meine zwei Kinder sein. Ich will nicht, dass sie denken, so wird eine Frau behandelt. Lieber dann alleine als so vor meinen Kindern behandelt zu werden.“

In dieser langen Textpassage wird deutlich, wie aus der Sicht der Biographin der Ehemann seine Frau abwertet und erniedrigt. Sie beschreibt eine herabsetzende Haltung ihr gegenüber. Seine geringschätzenden Kommentare lassen sich dahingehend deuten, dass er ihr Selbstvertrauen zerstören möchte. Die Entwertung eines Menschen weist auch auf einen eventuellen Abwehrmechanismus hin. Es stellt sich die Frage, was ihr Mann abwehren möchte. Möchte er durch eine Entwertung sein eigenes Selbstwertgefühl stabilisieren? Diese Frage bleibt unbeantwortet, da nur Mutmassungen gestellt werden können. Amalia Torres relativiert zugleich seine negativen Äusserungen ihr gegenüber und versucht, sein Verhalten zu erklären, indem sie hinzufügt, dass er gute Absichten bezüglich der Fahrprüfung hegte. An dieser Stelle ist die Ambivalenz zwischen Anklage und Verständnis gegenüber ihrem Mann erkennbar.

Zugleich scheint sich ihr Mann nicht in ihre migrationsbedingte emotionale Stresssituation einfühlen zu können. Die Biographin weist darauf hin, dass das Leben einer Migrantin davon gekennzeichnet ist, durch die migrationsbedingten Lebensveränderungen dem Zwang eines ständig neuen Lernens ausgesetzt zu sein. Selbst Vertrautes muss neu erfahren, gelernt oder beherrscht werden. Sie vergleicht diesen Zustand mit der Situation eines Kindes, dessen Heranwachsen von andauernden Lernerfahrungen geprägt ist. Durch die Migration in ein Land mit einer fremden Sprache verliert die zugezogene Person ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit; ein Verlust, der sie hilflos und sprachlos wie ein Kind fühlen lässt. Die Migration impliziert einen Bruch in allem bisher Selbstverständlichen, was Amalia Torres als Infantilisierung erlebt. Mit

dem Gefühl der Sprachunfähigkeit sind nicht selten Ohnmachtsgefühle verbunden. Der Vergleich mit einem Kind könnte auch ein Indiz auf den Wunsch nach sozialen Bindungen sein, die über die Befriedigung von Grundbedürfnissen entscheiden und insbesondere in der Migration eine zentrale Bedeutung einnehmen.

Der Betrachtungsweise von Amalia Torres' über ihre binationale Beziehung ist eine Herabwürdigung als „Ausländerin“ durch ihren Ehemann immanent. Mit der Aussage „Er hielt mich für oberblöd“ weist die Biographin auf ihr Gefühl hin, von ihrem Mann als Dumme vorgeführt zu werden. Sie berichtet, dass er seine „ausländische“ Ehefrau aufgrund der fehlenden oder mangelhaften Ausdrucksfähigkeit in der Sprache auslachte, wobei sie sich vor seinen Freunden blossgestellt und erniedrigt fühlte. Die These, dass die Biographin im Kontext ihrer Position als Migrantin und ihrer Deutschkenntnisse abgewertet wird, findet in der Fortsetzung der Geschichte weitere Bestätigung. Aus der Textpassage geht hervor, dass die Kinder erleben, wie die Mutter durch den Vater gedemütigt wird. Dies zeigt die Formulierung „Lieber dann alleine als so vor meinen Kindern behandelt zu werden“. Das Abbrechen von Sätzen, das Stocken und das Sprechen mit immer leiser werdender Stimme verdeutlichen nachdrücklich, dass die Biographin in ihren Ausführungen einen Punkt erreicht hatte, der auf eine tiefe emotionale Verletzung hinweist und eine Bedrohung für ihren Selbstwert darstellte. Sie scheint die negativen Zuschreibungen in das Selbstbild übernommen und verinnerlicht zu haben, wie am abgebrochenen Satz zu lesen ist: „Ich fühlte mich immer so wie (...)“. Die herabsetzende Haltung ihres Ehemannes ihr gegenüber erlebte sie als tiefe Enttäuschung. Möglicherweise können die zahlreichen Kränkungen und Erfahrungen von Abwertung innerhalb der Ehe wie auch im sozialen Umfeld eine Erklärung dafür sein, dass Amalia Torres eigene Anteile für das Auseinanderbrechen der Partnerschaft nicht erkennt oder nicht im Interview präsentieren will.

Krisenhafte Zuspitzung in der Ehe

Emotional entrüstet erkannte sie, nicht mehr weiter mit ihrem Mann leben zu wollen. Sie konnte nicht länger in der Enttäuschung verharren und zog für sich die Konsequenz, sich aus ihrer emotionalen Verstrickung und Abhängigkeit in der Beziehung zu lösen:

„Ich bin kein Opfer, aber in dem Moment konnte ich mich gar nicht verteidigen, weil (...) ich denke, er hat es gar nicht böse gemeint, es war einfach so passiert, er hat es nicht absichtlich gemacht, aber er hat den Respekt vor mir verloren und mich gedemütigt. Was sollte ich machen? Ich musste alles ertragen (...). Ja, aber dann dachte ich, egal, was mit meinem Leben passieren wird, ich lasse mich trennen, ich kann das nicht mehr aushalten. Es ist ein schwieriger Prozess hier alleine mit Kindern zu sein, aber es ist auch nicht einfach, wenn du einen Mann hast, der dich gar nicht respektiert und findet, dass du minderwertig bist, nur weil du Ausländerin bist und die Sprache nicht perfekt kannst. Es ist auch schwierig mit jemandem so zu leben. Ich fühlte mich damals so minderwertig gegenüber meinem Mann, dass ich beschloss mich von ihm zu trennen (...). Wir gingen zur Familienberatung, doch sogar die Familienberaterin empfahl mir mich von meinem Mann zu trennen, weil er so psychisch gewalttätig war. Er hat mich zwar nicht physisch geschlagen, aber er hat mich dafür mit Worten verletzt. Es war eine psychische Tortur mit ihm.“

Amalia Torres akzentuiert in diesem Erzählsegment, sich nicht als „Opfer der Umstände“ zu sehen. Mit der Formulierung „ich bin kein Opfer, aber [...]“ zeigt sie gleichwohl, dass sie sich einer Ausweglosigkeit ausgesetzt fühlte. Die Frage „Was sollte ich machen?“ deutet darauf hin, dass sie sich ohnmächtig fühlte. Als Reaktion auf diese Ohnmacht präsentiert sie sich von einer passiv-erleidenden hin zu einer aktiv-handelnden Frau, die kein „Opfer der Ungerechtigkeit“ sein will. Um ihre Würde zu verteidigen, zog sie die aus ihrer Perspektive notwendigen Konsequenzen und erkannte in der Trennung von ihrem Ehemann einen Ausweg. Die Entscheidung, sich von ihrem Partner zu trennen, präsentiert sie als das Ergebnis eines Prozesses und des Abwägens von Vor- und Nachteilen, eine Beziehung fortzusetzen oder zu beenden. Um ihren Kindern ein gutes Vorbild zu sein und sich nicht als Frau zu zeigen, die passiv alles hinnimmt, entschied sie, sich von ihrem Mann zu trennen. Sie beschreibt sich dadurch als eine aktive Gestalterin ihres Lebens, die mit der gefällten Entscheidung den Widrigkeiten des Lebens zu trotzen weiss. Die Biographin zeigt sich in dieser Sequenz als selbstbewusst und konsequent Agierende, die Verantwortung für ihr Leben übernimmt. Amalia Torres scheint die Erfahrung ihrer Mutter zu wiederholen, die nach der Trennung ihres Mannes ein dreijähriges Kind alleine in Venezuela versorgte. In ihrer biographischen Erzählung stellt die Biographin alleinerziehende Frauen in Lateinamerika, die als Hauptverdienerinnen für die Familie sorgen, als keine Seltenheit dar. Am Beispiel ihrer Mutter bekommt sie früh mit, dass eine Frau genügend Kräfte mobilisieren kann, um sich alleine um eine Familie zu kümmern, ohne auf die Unterstützung des Mannes zählen zu müssen. Das wird Amalia Torres in ihrer Entscheidungsfindung, sich von ihrem Mann zu trennen, beeinflusst haben. Insofern bietet die Trennung auch die Möglichkeit einer neuen Unabhängigkeit in der Migration, in der sie zeigen kann, es alleine zu schaffen.

In dieser Interviewpassage wird auch eine Minderwertigkeitsproblematik angeschnitten. Die in ihrer binationalen Ehe erlittenen Minderwertigkeitsgefühle, gekoppelt am gesellschaftlich vermittelten Gefühl, nicht den Mitgliedern der aufnehmenden Gesellschaft gleichwertig zu sein, veranlassen Amalia Torres, gegen die Missachtung ihres Menschseins aktiv zu handeln. Die Biographin unternimmt die Anstrengung, sich aus problematischen Partnerbeziehungsstrukturen zu lösen. Dieser Entschluss kennzeichnet einen schwierigen, unangenehmen Entscheidungsprozess in ihrer Lebensgeschichte. Gleichzeitig beweist sie Mut, sich ihrer Angst vor einer Veränderung des familiären Lebens zu stellen. Sie beschliesst, den Schmerz der Erniedrigung nicht mehr länger ertragen zu wollen und widersetzt sich der zugefügten Demütigung durch ihren Mann. Die Trennungsabsicht ist soweit gereift, dass sie die lieblos gewordene Beziehung beenden möchte.

In dieser Erzählung erscheint zum wiederholten Mal die Empfindung persönlicher Abwertung innerhalb der Ehe, wobei sie einen Zusammenhang zwischen ihrem „Ausländerinsein“ und der Sprache herstellt: „dass du minderwertig bist, nur weil du Ausländerin bist und die Sprache nicht perfekt kannst“. Das belegt die zuvor formulierte Lesart hinsichtlich der angeführten Darstellung einer Herabwürdigung im Kontext ihrer Position als Migrantin und Sprache. Aus der Perspektive der Biographin scheint ihr Mann sie auf ihren formal deprivilegierten Status als „Ausländerin“ zu reduzieren. Damit hebt er seine überlegene Position als Schweizer und Angehöriger der Mehrheitsgesellschaft hervor. Er nutzt die Machtverhältnisse aus, um seine Frau zu kränken. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, als würde der Ehemann seine Frau sich

selber überlassen. Er scheint der Meinung zu sein, seine Frau müsse sich mehr anstrengen, um ihre Benachteiligung zu überwinden, dies aber nicht ausreichend tue. Es hat darüber hinaus nicht den Anschein, dass ihr Ehemann bereit ist, sie darin zu unterstützen. Möglicherweise auch, weil sich ihr Mann selber schon in einer ähnlichen Situation befand und sich damals vermutlich alleine durchschlagen musste. Amalia Torres macht indes die Erfahrung, nicht nur in der Aufnahmegesellschaft als „Ausländerin“ behandelt zu werden, sondern auch innerhalb ihrer eigenen Kernfamilie bzw. im Rahmen ihrer binationalen Ehe. Sie erlebt sich doppelt als deprivilegierte „Migrantin“, und zwar im gesellschaftlichen sowie im persönlichen Umfeld.

Gleichwohl relativiert sie erneut die erfahrene Abwertung, indem sie für ihren Mann Verständnis aufbringt und ihn in seinem Verhalten rechtfertigt. Ihre Nachsicht für sein Handeln begründet sie damit, dass er aus schwierigen Familienverhältnissen stammt und es nicht leicht hatte als Kind, wie sie im Nachfrageinterview erzählt. Welche Erfahrungen ihr Mann aus seiner Kindheit mitbringt, muss an dieser Stelle weitgehend offen gelassen werden. Ihre Relativierung wirkt indes wie eine Abwehrreaktion auf einen Schmerz. Der Schmerz des Versagens darüber, dass ihr Migrationsprojekt und ihre biographische Planung hinsichtlich eines intakten Familienlebens in der Schweiz zum Zeitpunkt der ehelichen Krise gescheitert sind.

Nach dem Aufbrechen des schwelenden Konfliktes kam es nach drei Jahren Ehe und insgesamt sechs Jahren Beziehung zur endgültigen Trennung. Amalia Torres wehrt sich gegen das Gefühl, sich in dieser Ehe minderwertig erleben zu müssen. Die Bezeichnung der Ehe als „psychische Tortur“ dokumentiert ihren Leidensdruck in einer Beziehung, die von Machtmissbrauch gekennzeichnet ist. Aus der Retrospektive resümiert Amalia Torres, die Erfahrung psychischer Gewalt durch ihren Ehemann sei mit ihrer Zugehörigkeit zur Gruppe der MigrantInnen verbunden. Aus der biographischen Rekonstruktion resultiert, dass die Biographin ihren Status als „Ausländerin“ als Erklärungsmuster für die erlebten Abwertungserfahrungen im privaten, beruflichen und öffentlichen Bereich heranzieht. Im Weiteren wagt sie einen Neuanfang mit zwei Kleinkindern im Bewusstsein, dieser Weg werde kein leichter sein.

Die Trennung – ein Wendepunkt in der Lebensgeschichte

Mit der Trennung vom Ehemann kristallisiert sich ein biographischer Wendepunkt mit nachträglicher Relevanz für die Biographieträgerin heraus. Sie erzählt nun ihre Migrationsgeschichte vor der Folie einer gescheiterten oder, anders formuliert, zerbrochenen Beziehung und dem misslungenen Versuch, von ihrem Mann geliebt und wertgeschätzt zu werden. Die Beziehungskrise erreicht ihren Kulminationspunkt, als die Biographin eine Anwältin aufsucht. In der biographischen Rekonstruktion zeigt Amalia Torres, dass sie für sich selbst eine Entscheidung treffen kann und über eigene Handlungsressourcen verfügt, die sie vor dem Hintergrund der partnerschaftlichen Konfliktsituation für die Bewältigung der Krise einsetzt. Es lässt sich aus ihrer Erzählung rekonstruieren, dass ihre Handlungsfähigkeit ihr in diesem Kontext das Gefühl verleiht, selbstbestimmt zu sein. Das aktive und eigenmotivierte Handeln ermöglicht ihr, die Abhängigkeitsstrukturen zu ihrem Mann zu verändern bzw. sich nicht mehr dem ehelichen Abhängigkeitsverhältnis ausgeliefert zu fühlen. Ungeachtet der hohen Schwierigkeiten, die mit der biographischen Phase der Loslösung von ihrem Ehemann und der damit verbundenen Ungewissheit korrelieren, birgt ihre Situation als getrennt und alleinerziehende Migrantin aus Venezuela auch das Poten-

tial, sich eigenständig, selbstbewusst und gestärkt in einem neuen Lebensabschnitt zu erfahren. In der biographischen Erzählung von Amalia Torres wird erstmalig ihr Wunsch sichtbar, auch in der Schweiz ein autonomes Leben zu realisieren. Wenn sie über diese Zeit spricht, fällt auf, dass sie retrospektiv ihrer neuen Lebenssituation als Alleinerziehende auch positive Aspekte abgewinnt: „Früher fühlte ich mich weniger belastbar, ich war eine sehr verwöhnte junge Frau. Mit der Trennung musste ich mich schnell in meinem neuen Leben in der Schweiz zurechtfinden“. Es scheint, dass sie sich in der biographischen Phase der Loslösung von ihrem Mann nachträglich als eine dann auch in der Schweiz selbstständige Frau wahrnimmt, was ihr Selbstsicherheit verleiht. So wirkt sich die Trennung von ihrem Partner nicht direkt auf ihre Gesundheit aus, sondern die damit einhergehenden ökonomischen, sozialen und psychischen Konsequenzen wirken sich aus, wie an späterer Stelle des Interviews deutlich wird.

Ihr Ehemann zeigt sich mit der Auflösung der Eheschliessung nicht einverstanden. Die ehelichen Streitereien münden in einer Trennungsauseinandersetzung, wie das Zitat zeigt:

„Die Trennung wurde zum Krieg, denn er konnte die Trennung nicht akzeptieren. Er bildete sich ein, dass er mich aus einem Loch in Venezuela in die Schweiz gebracht hatte, dass er mich gerettet hatte. Aber das war nur seine Einbildung. Er hat mich aus einer guten mittelständischen Familie rausgenommen. Ich lebte nicht in einer Favela, sondern im Mittelstand. Die Männer spüren die Macht. Sie spüren, dass sie eine Macht über die Frau haben, weil sie eine Ausländerin ist. Das ist bei binationalen Paaren so und dann fangen sie damit an zu sagen: ‚Du wirst sehen, dass du vom Sozialamt leben wirst, weil du so unfähig bist.‘ Die Männer haben vollkommen Recht in vielen Sachen, aber die Frauen können diese ganzen Schwierigkeiten umgehen, wenn sie informiert sind. Eine Frau muss nicht ausgeschaffen werden, wenn sie sich trennt und sie muss nicht zwingend zum Sozialamt gehen, weil (...) eben, der Mann kann sich auch um die Familie kümmern, selbst nach der Trennung.“

Diese Passage dokumentiert das Ausspielen der Machtposition sowohl des Ehemanns als auch der Biographin. Sie deutet auf die ungleichen Machtverhältnisse hin zwischen einem Schweizer Mann und einer Migrantin. Die gescheiterte Beziehung erweist sich nun als ein Ort, an dem offen Machtkämpfe ausgetragen werden. In der Darstellung des Ehemannes aus der Sicht der Biographin entsteht der Eindruck, dass er ein soziales Überlegenheitsgefühl als Mitglied der Aufnahmegesellschaft gegenüber seiner südamerikanischen Frau ausdrückt, indem er ihr ihre kulturelle Herkunft vorhält. Der Ehemann unterstellt ihr während zahlreicher Auseinandersetzungen, ihm aus rein ökonomischen Gründen in die Schweiz gefolgt zu sein. Hier betont Amalia Torres erneut, dass ihre Familie in Venezuela aus dem Mittelstand kommt. Nach der Migration und während der Ehe bleibt ihr sozialer Status in der Schweiz unverändert. Erst mit der Trennung vom Mann und dem alleinstehenden Leben mit ihren Kindern folgt ein gesellschaftlicher Abstieg, gekoppelt an einen sozialen Statusverlust, wie der weitere Verlauf der Biographie zeigen wird. Gleichwohl ist anzumerken, dass Amalia Torres hier auch ihre Macht ausspielt. Ihr Mann erscheint in dieser Passage in einer geschwächten Position, da er nicht damit gerechnet zu haben scheint, dass seine Frau ihn verlassen könnte.

Auffällig an der Präsentation des ehelichen Konflikts während der Trennungsphase ist, wie Amalia Torres darüber erzählt und welche Formulierung sie benutzt. Sie wählt erneut eine Form der Distanzierung und der Verallgemeinerung, indem sie die Pluralform gebraucht und von „den Männern“, statt direkt von ihrem Ehemann spricht. Die Biographin macht allgemeine Aussagen über die diffuse Angst von Migrantinnen, aus Unkenntnis, durch eine Trennung die Aufenthaltsgenehmigung in der Schweiz zu verlieren. Hier wird deutlich, dass sie ihre eigenen Erfahrungen und Verunsicherungen anspricht, da ihr Aufenthaltsstatus in den ersten drei Jahren der Ehe in der Schweiz ungesichert war. Erst im Nachfrageteil wird Amalia Torres erzählen, ihre grösste Angst während der Erkrankung an einer Depression sei gewesen, aus der Schweiz ausgewiesen zu werden und dadurch das elterliche Sorgerecht und den Umgang mit ihren Kindern zu verlieren. Ihre Kinder nicht mehr sehen zu können, ist für sie ein unvorstellbarer Gedanke. Im Weiteren wird deutlich, dass Amalia Torres' Ehemann sie unter Druck setzt, auf Drohungen und Einschüchterungen zurückgreift, indem er ihr ein von der Sozialhilfe abhängiges Leben prognostiziert. So möchte er sie möglicherweise daran hindern, sich von ihm zu trennen.

Die 32-jährige Biographin erzählt weiter, dass sie nach der Trennung ihren Wohnsitz zunächst von der ländlichen Gemeinde in eine Kleinstadt innerhalb des gleichen Kantons verlegte. Kurz danach wechselte sie den Wohnkanton, um wieder in die Kantonshauptstadt zu ziehen, in der sie unmittelbar nach der Ankunft in der Schweiz bereits gelebt hatte. Ihre Wohnsituation verändert sich erheblich nach der Trennung. Sie mietete sich mit ihren zwei Kindern eine bescheidene kleine Wohnung, in der enge Platzverhältnisse herrschten. Auffallend ist hier, dass Amalia Torres in der Selbstpräsentation ihrer Biographie Details überspringt. Im Vergleich zur vorhergehenden ausführlichen Beschreibung der Eskalation der Beziehungsdynamik sowie der Erfahrungen des Leidens und der Lieblosigkeit in ihrer Ehe, die viel Raum einnahmen, wird nun die konkrete Trennungssituation kaum thematisiert. Die verbale Auslassung der Ereignisse nach dem Ende der Ehe könnte so gelesen werden, dass diese Lebensphase mit einer ganz existentiellen Verzweiflung einherging, die ihr stark zusetzte und sie zunächst nur schwer über das darin eingewobene Thema reden kann. Wie wir sehen werden, nimmt Amalia Torres' Biographie nach der Beendigung der ehelichen Beziehung einen anderen als den vorgesehenen Verlauf.

Berufliche Ausschlusserfahrung

Mit der Aussage: „Ich wollte so schnell wie möglich arbeiten gehen“ führt Amalia Torres unvermittelt einen Themenwechsel ein. Der Übergang, den sie in ihrer Erzählung wählt, wirkt relativ abrupt. Sie schildert nach einer langen Pause des Überlegens, auf welche Schwierigkeiten sie beim Versuch sich ein selbstständiges Leben aufzubauen, gestossen ist. Sie erzählt, dass die Arbeitssuche zunächst erfolglos blieb. Die Anerkennung ihrer venezolanischen Ausbildung und ihrer Berufserfahrung auf dem Schweizer Arbeitsmarkt erwies sich als schwieriger, als sie angenommen hatte. Die Erwerbsbenachteiligung in der Arbeitswelt der Aufnahmegesellschaft mündet in der Dequalifizierung. Ihren erlernten Beruf nicht ausüben zu können, wirkte sich auf ihr Selbstwertgefühl aus, was sich in Unsicherheit ausdrückte. Bis sie eine Arbeitszusage erhielt, gingen zahlreiche Bewerbungen und genauso viele Absagen voraus. Als Grund für die Ablehnungsentscheide bekam sie immer wieder zu hören, dass die Fähigkeit, Schweizerdeutsch zu sprechen, oder Deutsch als Muttersprache für die Arbeit voraus-

gesetzt würde. Amalia Torres beschreibt die als schmerzhaft erlebten Erfahrungen mit Ausschlusspraktiken in der Arbeitswelt wie folgt:

„Weisst du, worunter wir, die Ausländer, immer leiden ist, wenn du Bewerbungen schickst, Tausend Millionen Bewerbungen und du erhältst immer nur Absagen, Absagen, Absagen. Und ohne eine Stelle hast du keine Aussichten. Und ohne weitere Aussichten fühlst du dich wie ein (...), wie ein niemand, weisst du? Wir sind niemand mitten im Nichts. Du willst eine Stelle haben, damit du jeden Monat deine Wohnung und so bezahlen kannst. Du willst dich auch für die Gesellschaft nützlich machen und nicht irgendwie von irgendeiner Institution oder einem Amt das Leben bezahlt bekommen. Das macht dir zu schaffen, das ist sehr schwierig, wenn du immer Absagen erhältst.“

Mit der Formulierung „wir, die Ausländer“ verdeutlicht die Biographin die Verinnerlichung der Bezeichnung einer Bevölkerungsgruppe, die mit einer Negativ-Wahrnehmung in Verbindung steht. Sie bringt dadurch ihre Einstellung zum Ausdruck, dass „Ausländer“ sich mit Benachteiligungssituationen auf dem Arbeitsmarkt auseinandersetzen müssen. Amalia Torres weist damit auf eine mangelnde Chancengleichheit und Ungleichbehandlung der „Ausländer“ im Kontrast zu den „Schweizern“ hin, was mit beruflicher Benachteiligung einhergeht. Interessant ist, dass die Biographin hier die Geschlechterdimension nicht mehr aufgreift. Das steht im Kontrast zu vorherigen Ausführungen über Schweizer Männer und „Ausländerinnen“.

Ihr Bestreben, eine Arbeit zu finden, bleibt trotz ihrer aufwendigen Bewerbungen unerfüllt. Die erlebte Kränkung im Kontext der zahlreichen Bewerbungsabsagen sowie die fehlende berufliche Perspektive hinterlassen Spuren im Selbstwertgefühl der Biographin, das ohnehin im Migrationsprozess eine Beeinträchtigung erfuhr. Zu ringen hat Amalia Torres folglich nicht nur mit dem Umstand, für ihre Ausbildung und Berufserfahrung keine Anerkennung zu erhalten, sondern sie ringt auch mit der Deklassierung. Sie spricht in diesem Zusammenhang von einem Gefühl „niemand zu sein“. Dies deutet auf die Verlusterfahrung ihrer bisherigen sozialen Position im Herkunftsland hin. Andererseits verweist es darauf, dass sie einen neuen Platz in der Schweizer Gesellschaft noch nicht gefunden hat. Hier dokumentiert sich deutlich ihre biographische Erfahrung einer sozialen und beruflichen Degradierung, einer Entwertung und eines Ausschlusses.

Als Strategie, der Perspektivlosigkeit zu entkommen, und in Folge der Nichtanerkennung ihres Diploms ist sie bereit, einen beruflichen Abstieg in Kauf zu nehmen und eine Stelle anzunehmen, die weit unter ihrer Qualifikation liegt. Als Promoterin von Produkten aus der Konsumgüterindustrie mit unregelmässigen Arbeitseinsätzen findet sie schliesslich einen Einstieg in die Erwerbsarbeit.

Existentieller Schock¹¹

Kurz nach der Trennung nimmt Amalia Torres' Mann ohne Vorankündigung und ohne Absprache mit seiner Frau eine Arbeit in Belgien¹² an. Von dort aus geht er wenig später mit seiner neuen Lebenspartnerin wieder nach Südamerika zurück, um sich in Argentinien niederzulassen. Nach zwei Jahren wird er mit seiner Frau und ihrem gemeinsamen Sohn in die Schweiz zurückkehren.

Amalia Torres' Mann verlässt die Schweiz, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Auf diese Weise entzieht er sich auch der familiären Verantwortung und seiner wirtschaftlichen Pflichten. Mit seinem Weggang zahlt er keine Unterhaltsbeiträge mehr, weder für die zwei gemeinsamen Kinder noch für seine Frau. Wie sehr ihr das als Verrat empfundene Fortgehen ihres Mannes zusetzt und sie verzweifeln lässt, dokumentiert die Fortsetzung der vorherigen Textpassage deutlich, die sie in einem schmerz erfüllten Tonfall erzählt:

„Aber mein Mann hat es nicht so gesehen: ‚Aha, jetzt willst du gehen? Aber dann musst du dafür büßen.‘ Er ist dann abgehauen (...). Ging ins Ausland, wo er eine andere Frau aus England kennenlernte. Dann war ich alleine in der Schweiz. Miguel, mein ältester Sohn war drei Jahre alt und meine Tochter Luz zwei Jahre alt. Ich konnte die Sprache gar nicht gut, ich lernte immer noch Deutsch und mit zwei kleinen Kindern (...). Es war ekelhaft (...). Horror, Horror, Horror (...). Ich hatte keine freie Minute mehr für mich selbst, ich hatte ja hier keine Familie, ich war völlig alleine mit zwei kleinen Kindern. Es war Horror, es war ekelhaft (...). Er hatte Recht als er mir sagte, dass es mir schlechter gehen wird. Es ist mir schlechter gegangen. Ich hatte so Angst als ich erfuhr, dass er nicht mehr da war (...), weil (...) er hat sich nicht von uns verabschiedet, er ist abgehauen, ohne zu sagen, dass er gehen wird. Einfach gegangen (...).“

Diese Sequenz vermittelt einen Einblick in Amalia Torres' innere Gefühlswelt in dieser Phase. Ihre Lebenssituation veränderte sich grundlegend nach dem Ende der Ehe. Die in Trennung lebende Biographin erlitt hier, wie ihr unterhaltspflichtiger Ehemann die gemeinsamen Kindern und sie heimlich verliess. Amalia Torres war als Alleinerziehende und mit einer Arbeit im Teilpensum auf die regelmässigen Alimentenzahlungen ihres Mannes angewiesen. Mit der Formulierung, dass ihr Mann „abgehauen“ sei, drückt Amalia Torres Anklage und Vorwurf aus, was eine emotionale Empörung impliziert. Die Bezeichnungen „ekelhaft“ und „Horror“, auf die sie erneut zurückgreift, bringen ihre starken Gefühle des Entsetzens zum Ausdruck. Der Begriff Ekel äussert eine Empfindung, die an eine starke Abneigung gekoppelt ist, die sich in körperlichen Reaktionen wie Übelkeit, Brechreiz bis hin zur Ohnmacht manifestieren kann. Ihre Ausdrucksweise kennzeichnet möglicherweise einen als Abscheu empfundenen Zustand, den sie ablehnt, weil er existentiell zu bedrohlich und schmerzhaft ist. Die auffallend langen Pausen beim Sprechen vor und nach der Formulierung der beiden Begriffe verstärken diese Annahme. Die Wortwahl „ekelhaft“ und „Horror“ lässt sich in diesem Kontext symbolisch als Reaktion auf erlittenes Unrecht interpretieren, die sich

11 Das Wort „Schock“ verwende ich hierbei im Sinne einer „Veränderung der Prozessstrukturen des Lebenslaufs“, um mit Schütze (1984) zu sprechen. Eine solche Veränderung kann entweder Erleidensprozesse oder die Freisetzung kreativer Potentiale der Erzählerin nach sich ziehen.

12 Die folgenden Länder habe ich maskiert.

körperlich manifestiert und später möglicherweise in Form einer Depression ihren Ausdruck findet. Zugleich dokumentiert diese Ausdrucksweise ihre innere Not. Sie fühlt sich von ihrem Mann und dem Vater ihrer gemeinsamen Kinder im Stich gelassen. Trotz der Trennung war ihr Mann eine wichtige emotionale Bezugsperson in ihrem Leben in einem neuen Land, in dem sie keine weiteren Familienangehörigen bis auf ihre Kinder hatte. Während dieses schwierigen Lebensabschnittes fehlte die familiäre Gemeinschaft, die ihr in dieser Situation zur Seite hätte stehen können.

Amalia Torres betont in dieser Textpassage, dass sie aufgrund der allein getragenen Verantwortung für Kindererziehung, Hausarbeit und Berufstätigkeit als Alleinerziehende von zwei drei- und vierjährigen Kindern kaum noch Zeit für sich selbst hatte, um zur Ruhe zu kommen und Kraft zu schöpfen. Die biographische Unsicherheit, ob sie sich alleine mit zwei Kindern und ohne die Unterstützung ihres Mannes ein neues Leben in der Schweiz aufbauen könnte, erlebte sie als einen angstbesetzten Zustand. Verzweiflung gepaart mit Hilflosigkeit breiteten sich in ihr aus, die ihren Ausdruck in Resignation finden, wie die Formulierung „einfach gegangen“, begleitet von einer langen Pause, veranschaulicht. Während sie über das Leben nach der Trennung ausführlich berichtet, nimmt die Scheidung allerdings kaum Raum in ihrer Erzählung ein.

Der fluchtartige Abgang des Mannes erweckt den Eindruck einer massiven Kränkungsreaktion. Ihr Mann, der widerwillig eine Trennung akzeptieren muss, erlebt nun womöglich selber Gefühle der Zurückweisung, die er wiederum als eine Entwertung seiner Person wahrnimmt. Die Reaktion auf seine Kränkung scheint Wut zu sein.

Auffällig in der bisherigen Präsentation der Lebensgeschichte von Amalia Torres ist, dass die Kinder nicht thematisiert werden. In diesem Kontext verstärkt sich die Annahme, dieses Thema stelle eine offene und unverarbeitete Wunde dar. Erst im Nachfrageteil geht sie detaillierter auf die Kinder ein.

Teilzeiterwerbstätige Armutsbetroffene

der Trennung und dem fluchtartigen Weggang des Ehemannes verschlechterte sich die wirtschaftliche und soziale Lebenssituation der Biographin markant. Sie musste die Erfahrung machen, dass sie und ihre Kinder nach dem Wegzug des Mannes unversorgt in einem noch relativ unvertrauten Land zurückblieben. Amalia Torres sah sich gezwungen, finanzielle Unterstützung bei der Sozialhilfe zu beantragen. In eine Armutssituation in der Schweiz geraten zu sein, wirkte sich äusserst belastend auf sie aus. Die sehr emotionale Darstellung in der folgenden Sequenz illustriert dies:

„Es wurde ganz schlimm (...). Er war im Ausland mit einer anderen Frau. Ich hingegen blieb alleine mit meinen zwei kleinen Kindern in der Schweiz. Ich musste vom Sozialamt leben (...). Ekelhaft, ganz schlimm (...). Für mich war es vor allem wegen meines Stolzes schlimm, weil ich gesund bin, weil ich fähig zu arbeiten bin und obwohl ich 50 % arbeitete, musste ich irgendwie von einer Sozialhilfe leben (...). Obwohl ich immer gearbeitet habe (...). Es war für mich sehr peinlich das Gebäude des Sozialamts an der Lindenstrasse¹³ zu betreten, das empfand ich als eine Schande. Um zum Termin beim Sozialamt zu gehen bedeutete für mich eine so grosse Überwindung, dass ich eine halbe Stunde

13 Die Strassenangabe ist maskiert.

früher gegangen bin, um einen Umweg zu machen (...). Fast um mich zu verstecken, weil (...) es war mir so peinlich. Ich war sehr durcheinander. Ich fand es so schrecklich.“

Plötzlich auf die finanzielle Hilfe des Sozialamts angewiesen zu sein, erlebte sie als einen existentiellen Schock. Ein Ereignis, das sie als beschämend empfand. Die Textpassage ist gekennzeichnet von der oft verwendeten Bewertung „schlimm“, in der sich eine Bedrohlichkeit und Zerrissenheit sowie zugleich ein erdrückendes existentielles Gefühl des Verlassenseins der Biographin äussern könnte. Das Gefühl, auf staatliche finanzielle Unterstützung zurückgreifen zu müssen, scheint ein einschneidendes Erlebnis zu sein, da Amalia Torres die Verdeutlichung „schlimm“ zusätzlich durch ein „ganz“ bekräftigt. Ihre Teilzeiterwerbsarbeit reichte nicht ohne die Unterhaltsbeiträge ihres Mannes für die Existenzsicherung ihrer Kinder aus. Ihr finanzielles Abhängigkeitsverhältnis hatte sich seit der Migration in die Schweiz vom Ehemann nun auf soziale Institutionen verlagert, die die Differenz zu ihrem Einkommen zur Existenzsicherung erbrachten. Der Gang zum Sozialamt war ihr äusserst peinlich. Aus Scham¹⁴ und Angst vor Stigmatisierung machte sie jeweils einen Umweg. Sie befürchtete, ihr Gesicht zu verlieren, als schmarotzende Profiteurin wahrgenommen zu werden und weiteren Vorwürfen ausgesetzt zu sein, sollte jemand davon Kenntnis bekommen, dass sie Sozialhilfeempfängerin war. Sie empfand die Abhängigkeit von der Sozialhilfe als entwürdigend.

Die Armutserfahrung in der Schweiz, mit der sie in ihrem Herkunftsland nie zuvor konfrontiert war, liess sie gleichwohl sich auflehnen. Sichtlich erregt erzählt sie:

„Es ist besser in der Schweiz zu sagen, dass ich Krebs oder Aids habe, statt zu sagen, dass ich kein Geld habe, ich bin arm, ich kann nicht mehr, könntest du mir helfen? Du bist ein ‚Sozialfall‘ hat man mir gesagt. Das ist hier eine Beleidigung. Mein Stolz liess es mir nicht zu, meine Situation zu verarbeiten, die ich als so schlimm empfand. Für mich war das (...) Ich (...), ich (...) das habe ich noch immer nicht so richtig verarbeitet, hier ein Sozialfall gewesen zu sein.“

Ihre Erfahrungen des Leidens an der Gesellschaft sowie ihr Leidensdruck kommen hier zur Sprache, das, was gesellschaftliches Elend ausser materieller Not bedeutet: Mangel an Selbstbestimmung, Respektverlust, Missachtung, Angst vor sozialer Iso-

14 Gemäss den Ausführungen des Soziologen Sighard Neckel ist Scham immer auch als „soziale Scham“ zu verstehen (1991:18). „Scham ist das Gefühl, in der erlebten Wirklichkeit seine Selbstachtung verloren zu haben. Darin ist Scham sozial: sie entsteht aus dem Geflecht sozialer Beziehungen heraus und dem geringen Mass an Anerkennung, das man in diesem erfährt. Scham belastet die Person und verunsichert sie, Scham isoliert: Sich schämen macht einsam. Scham ruiniert das Selbstbewusstsein, und andere können das sehen“ (Neckel 1991:16-17). Neckel verweist in seiner Untersuchung auf „die soziale Relevanz einer Emotion, die in der Ungleichheit zwischen Menschen entsteht und für die Deutung und die Reproduktion von Ungleichheit eine grosse Bedeutung hat“ (Neckel 1991:17). Mit dem Abstecher in die Welt der Gefühle, so Neckel (1991:17), lässt sich veranschaulichen, „was Ungleichheit in der Gesellschaft für die Subjekte bedeutet, wodurch sie in ihren beinahe intimsten Merkmalen alltäglich befestigt wird“. Diese Form der Scham ist laut Neckel „die gelebte Erfahrung von sozialer Missachtung, defizitärer Selbstbewertung und selbststempfundener Inferiorität. [...] Sie lagert sich in die Selbstwahrnehmung der Individuen ein, trägt zur Begrenzung biographischer Entwürfe wie zur Vermeidung von Handlungsalternativen bei“ (1991:251).

lation und vielfältige Formen der verletzten Würde. Sie vergleicht Armut mit schwer heilbaren bzw. unheilbaren Krankheiten. Insbesondere der Vergleich mit einer nach wie vor stark stigmatisierten Krankheit wie Aids weist auf die Furcht vor gesellschaftlicher Zurückweisung und vor dem sozialen Ausschluss aufgrund ihrer Armutsbetroffenheit hin. Armut könnte hier symbolisch für eine soziale Ächtung stehen, die eine Art „sozialen Tod“ verursacht, wobei Amalia Torres das Gefühl entwickelt, nicht mehr zur Gesellschaft zu gehören, sowie keinen Zugang zur nötigen sozialen Unterstützung zu haben. Zugleich wird hier der Wunsch nach Zugehörigkeit und gesellschaftlicher Akzeptanz sichtbar. In der unerwartet eintretenden Armutssituation findet sie kaum Mitgefühl für ihre materielle Not oder Solidarität. Sie bekundet ihren Unmut. Aus ihrer Perspektive offen über Armut zu sprechen, löst beim Gegenüber nicht selten ein beklemmendes Gefühl aus. Die peinliche Berührtheit scheint andere gar zu ermutigen, sie als Versagerin darzustellen, wie der Ausdruck „Sozialfall“ darlegt. Wen genau sie mit „man“ meint, ist nicht deutlich. Sie sieht sich in der Schweiz aufgrund von Armut und ihres „Ausländerin-Status“ mit gesellschaftlicher Verachtung konfrontiert. Sie macht eine erneute Erfahrung sozialer Ausgrenzung, nicht nur wegen ihres Migrationshintergrundes, sondern auch wegen Armut. Die Formulierung „das habe ich noch immer nicht so richtig verarbeitet, hier ein Sozialfall gewesen zu sein“ macht deutlich, dass Amalia Torres' Armutserfahrung eine nachhaltige Wirkung hat.¹⁵ Der Gang zum Sozialamt ist zwar für sie mit Scham besetzt, und sie versucht, die Sozialhilfeabhängigkeit zu verheimlichen. Zugleich empört sie sich und verhält sich kämpferisch. Ihre offensive Haltung mit der erlebten Armutserfahrung scheint eine Bewältigungsstrategie im Umgang mit Hilflosigkeit und dem Gefühl des Ausgeliefertseins.

Die Beschämung, von der Sozialhilfe leben zu müssen, schwächte ihr ohnehin bereits angeschlagenes Selbstwertgefühl, wodurch sie noch verwundbarer wurde.

„Wenn du zum Sozialamt als Ausländerin gehst, besteht die Gefahr, dass du aus der Schweiz ausgewiesen wirst. Was wird dann aus meinen Kindern? Was mache ich dann mit meinem Leben? Diesen Druck hat eine Schweizerin nicht. Die Ausländerinnen haben hingegen diesen Druck. Wenn eine Schweizerin zum Sozialamt geht, ist das ihr Recht. Eine Ausländerin hingegen wird verurteilt. ‚Das ist unverschämte!‘, sagen sie, ‚du solltest arbeiten gehen!‘. Aber eine Schweizerin (...), ich bin nicht gegen Schweizerinnen, aber eine Schweizerin, wenn sie eine Lehre in der Schweiz gemacht hat, dann ist es leichter für sie und sie hat zehn Mal eine grössere Chancen eine Stelle zu finden als eine Ausländerin.“

In dieser Darstellung verweist sie darauf, dass sie sich beim Sozialamt einem missbilligenden und unfreundlichen Verhalten ausgesetzt sah, was sie auf ihren Migrationshintergrund zurückführt. Die Biographin empfindet ein Unbehagen beim Sozialamt, weil sie sich der Kategorie „Ausländerin“ zugeordnet fühlt, die in ihrer Wahrnehmung eine negative Konnotation hat. Mit der Verwendung der generalisierten Personengruppen „SchweizerInnen“ und „AusländerInnen“ beschreibt die Hauptfigur dieser lebensgeschichtlichen Erzählung ihre Differenz- und Zugehörigkeitserfahrungen und

15 Ueli Mäder (2007: 931) verweist in diesem Kontext darauf, dass Armutsbetroffene höheren Belastungen und kritischen Lebensereignissen ausgesetzt sind, infolge derer unter anderem eine Depression auftreten kann.

die damit verknüpften Erfahrungen von Chancenungleichheit auf dem Arbeitsmarkt, Ausschluss und Abwertung. Sie berichtet, mit einer doppelten Beschämung konfrontiert gewesen zu sein. Einerseits wird ihr vermittelt, dass sie als Migrantin nicht den gleichen Anspruch auf Unterstützung erheben darf wie die lokale Bevölkerung. Andererseits wird ihr mangelnde Anstrengung, eine existenzsichernde Stelle zu finden, vorgeworfen.

Zur existentiellen Unsicherheit kam die Angst hinzu, dass das Migrationsamt ihr als Migrantin aus einem Drittstaat die B-Aufenthaltsbewilligung entziehen könnte.¹⁶ Diese Befürchtung vor einer Ausweisung aus der Schweiz stand in Verbindung mit einer Angst, von ihren Kindern getrennt zu werden und das Sorgerecht zu verlieren.¹⁷

Amalia Torres fand sich in einer finanziell prekären Situation wieder. Am Existenzminimum lebend war ihre ökonomische und soziale Lage eine gefühlte Gratwanderung zwischen Bewältigung und Absturz. Die finanziell eingeschränkte Lebenssituation stellte aber nicht nur für die Biographin eine grosse Last dar, sondern ihre zwei Kinder waren ebenfalls von der Armut betroffen. Sie erzählt, dass es ihr nicht mehr möglich war, den Kindern materielle Bedürfnisse wie etwa neue Spielzeuge, Kleidung oder Freizeitgestaltung zu erfüllen. Die Armut der Eltern, so Mäder (2012), kann sich auch auf die Gesundheit der Kinder auswirken und ihr psychisches Wohl beeinträchtigen.

Amalia Torres setzt ihre Erzählung fort und sagt, dass ihr Vater sie finanziell unterstützte. Er überwies ihr Geld aus Venezuela, wenn es gar nicht mehr anders ging. Dieser Geldtransfer steht in Kontrast zur gängigen Annahme, dass MigrantInnen die materielle Verantwortlichkeit für ihre im Herkunftsland lebenden Familienangehörigen übernehmen. Mit leiser Stimme erwähnt sie, sich nie hätte vorstellen können, auf die finanzielle Hilfe ihrer Eltern nach der Migration in die Schweiz angewiesen zu sein. Die ökonomische Unterstützung ihres Vaters war ihr äusserst unangenehm und mit Schuldgefühlen besetzt, da sie ihr Herkunftsland freiwillig verlassen hatte. Diese materielle Stütze und die damit verbundene subjektive Erfahrung, finanziell nicht autonom zu sein, sieht sie als Ursache von Stress und Sorgen. Es komme nicht selten vor, dass sie aufgrund ihrer eng gesteckten materiellen Grenzen gerade noch Geld für ein Tramticket hat, wie sie sagt.

Alleinerziehende und berufstätige Frau: Fehlende soziale Unterstützung

Nach der Trennung erfuhr Amalia Torres zunächst eine Erwerbsbenachteiligung auf dem Arbeitsmarkt der Aufnahmegesellschaft. Nach anfänglichen Schwierigkeiten fand sie eine Arbeit mit einem Teilzeitpensum, um auch genügend Zeit für die Kinderversorgung aufbringen zu können. Die Teilzeittätigkeit im Umfang von 50 % war

16 Wie Riaño (2011: 275) beschrieben hat, verfügt eine Migrantin aus einem sogenannten Drittstaat aufgrund der Migrationspolitik über einen prekären Aufenthaltsstatus während der ersten fünf Jahre in der Schweiz. Innerhalb dieser Zeit erhält die Ehefrau eines Schweizer Mannes eine Jahresaufenthaltsbewilligung (B-Bewilligung) und ist gesetzlich von ihrem Partner abhängig. Ihre Aufenthaltsbewilligung hält fest, dass ihr Aufenthaltsziel in der Schweiz ‚mit ihrem Ehemann zu bleiben‘ und die Erneuerung ihrer Aufenthaltsbewilligung beschränkt auf ihren Ehestatus ist.

17 Aus meiner Tätigkeit als Sozialberaterin bei einer Anlauf- und Beratungsstelle für MigrantInnen bekomme ich von unseren KlientInnen mit Migrationshintergrund häufig zu hören, dass Migrationsämter den Widerruf der Aufenthaltsgenehmigung geradezu androhen, damit Sozialhilfebeziehende alles daran setzen, eine Arbeit zu finden.

aber nicht existenzsichernd und mit unregelmässigen Arbeitszeiten verbunden. Diese ungünstigen Arbeitsbedingungen wirkten sich erschwerend auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus. Sie arbeitete zwar vorwiegend tagsüber, doch ihre Stelle in der Produktpromotion zog einen flexiblen Wechsel des Arbeitsortes mit sich. Sie war in Einkaufszentren in diversen Städten in der Deutschschweiz tätig. Für ihre Arbeit musste sie teilweise längere Fahrzeiten hinnehmen. Darüber hinaus hatte sie auch Arbeitseinsätze am Wochenende. Die Kinderbetreuung gestaltete sich unter diesen Umständen schwierig. In der veränderten Lebenssituation als armutsgefährdete Alleinerziehende war sie gezwungen, sich neu zu organisieren und zu arrangieren. Sie suchte nach Möglichkeiten, Familienarbeit und Beruf vereinbaren zu können. Unter der Woche brachte sie ihre Kinder in eine Kindertagesstätte. Die fixen Öffnungszeiten des ausserhäuslichen Kinderbetreuungsangebots stellten eine eminente Herausforderung dar. Aufgrund ihrer unregelmässigen Arbeitszeiten und je nach Einsatzort war sie auf die Unterstützung einer Nachbarin, Tagesmutter oder ihrer engsten Freundin angewiesen. Amalia Torres arrangierte sich mit ihnen bei durch ihre Erwerbsarbeit bedingten zeitlichen Engpässen. Sie brachten die Kinder am Morgen in die Tagesstätte oder holten sie am Abend ab, sofern es die Mutter zeitlich nicht schaffte. Sie führt aus, dass sie an manchen Tagen bereits um fünf Uhr am Morgen aus dem Haus gehen musste und erst um 23 Uhr zurückkam. Die Kinder schliefen, als sie morgens zur Arbeit ging, und nachts, als sie wieder nach Hause kam. Sie befand sich in ständiger Sorge um ihre Kinder, die sie in der Obhut anderer lassen musste. Falls an einem Samstag ein Promotioneinsatz anstand, vertraute sie ihre Kinder ebenfalls ihrer Nachbarin oder einer Freundin an. Die Biographin berichtet, dass sie jedoch nicht immer auf deren Unterstützung zählen konnte. Sie verfügte über kein ausreichend tragfähiges soziales Netzwerk in der Schweiz, das sie bei der Kinderbetreuung hätte entlasten können, auch wenn sie inzwischen andere MigrantInnen aus der lateinamerikanischen Community kennengelernt hatte.

In Venezuela hatte die Biographin neben der Unterstützung durch ihre Familie zusätzlich zwei Kindermädchen sowie eine Hausangestellte, die ihr bei der Erziehungs- und Hausarbeit behilflich waren. Diese Entlastung im Haushalt und bei der Kinderbetreuung fiel in der Schweiz weg. Amalia Torres beschreibt sich selber als eine sehr verwöhnte junge Frau, bevor sie mit einer Existenzveränderung in der Schweiz konfrontiert war. An dieser Stelle legt sie dar, wie sich die fehlende familiäre und mangelnde soziale Unterstützung auf sie und ihre Kinder auswirkte:

„Ich war völlig durch den Wind, alleine mit den zwei kleinen Kindern. Das war auch für die Kinder schwer, da sie bei unterschiedlichen Betreuungspersonen untergebracht waren. Insbesondere für meinen älteren Sohn war es schwer. Ihr Vater war nicht präsent, sie hatten keine Bezugsperson ausser mir. Es ist etwas anderes für eine alleinerziehende Frau in der Schweiz, wenn du eine Grossmutter für die Kinder oder eine Schwester hast. Ich hatte das nicht.“

Amalia Torres bringt in dieser Sequenz mit der Formulierung „ich war völlig durch den Wind“ zum Ausdruck, wie erschöpft und durcheinander sie sich fühlte. Als getrennt lebende alleinerziehende Frau aus Südamerika und im Kontext der Abwesenheit des Kindsvaters in der „Einelternfamilie“ trug Amalia Torres die alleinige Verantwortung für die Erziehung, die Versorgung und das Wohlergehen auf der physischen, psychi-

schen und geistigen Ebene ihrer beiden Kinder. Die Alltagsverpflichtungen, die nie vollständig erledigt waren, lasteten einzig auf ihren Schultern. Permanent war sie von dem Gefühl begleitet, den gestellten Aufgaben nicht erwartungsgemäss zu genügen oder sie nicht so zu erfüllen, wie sie es sich vorgenommen hatte. In der Schweiz konnte sie nicht auf die Unterstützung ihrer Eltern, Schwiegereltern oder anderer Verwandter zurückgreifen. Obwohl sie Hilfe aus ihrer Nachbarschaft und ihrem Bekanntenkreis erhielt, stellte dies keinen Ersatz für die enge Verbundenheit und Vertrautheit von Familienangehörigen oder engen Vertrauenspersonen dar. Sie konnte ihre Sorgen und Unsicherheiten nicht mit einem Partner oder mit Familienangehörigen teilen, dadurch erfuhr sie keine psychische Entlastung im Alltag. Die Kinder lebten in einer „Einelternfamilie“. Die Vereinbarkeitsprobleme von Erwerbs-, Haus- und Versorgungsarbeit spitzten sich zu. Die psychosozialen Stressfaktoren sowie die sozialen und ökonomischen Belastungen und Einschränkungen erreichten einen kritischen Punkt, dem sie bald nichts mehr entgegensetzen hatte. Sie drohte unter der Last der alleinigen Verantwortung für das Versorgen zweier Kleinkinder und der übrigen Aufgaben zusammenzubrechen. Für Amalia Torres traf zu diesem Zeitpunkt zu, was Weiss (2002: 44) als sozialen Stress bezeichnet, der aus Alltagsbelastungen und einschneidenden Lebensereignissen erfolgt.

Zum ersten Mal erwähnt Amalia Torres in der biographischen Haupterzählung die Auswirkungen der schwierigen Lebensumstände auf die Kinder. Die Abwesenheit des Vaters und das Fehlen einer konstanten Vertrauensperson ausser der Mutter sowie die unzureichende Betreuungssituation bedeuteten eine erhebliche Belastung auch für die Kinder.

Biographische Krise: Andauernde Mehrfachbelastungen und Überforderung

Die Hauptfigur setzt in der Selbstpräsentation ihrer biographischen Erfahrungen mit der Schilderung der überforderungsauslösenden Ereignisse fort, die sie zuvor schon dargestellt hatte. Um die anhaltenden Belastungen und Alltagsüberforderungen zu verstehen, mit denen Amalia Torres in der Zeit nach dem Ende der Ehe in den Jahren 2007 und 2008 lebte, müssen ihre Biographie und ihre soziale Lage, insbesondere als alleinerziehende Frau von zwei Kleinkindern, näher berücksichtigt werden. In diesem Lebensabschnitt, in der der Vater ihrer Kinder nicht in der Schweiz anwesend war und den Eindruck erzeugte, sich jeglicher materieller und immaterieller Verantwortung entledigt zu haben, verdichteten sich die bestehenden Probleme in ihrem Alltag durch unzählige Stresssituationen, die sie alleine bewältigen musste:

„Ich habe zwar immer gearbeitet, aber das Geld hat nicht gereicht (...). Für mich war es schwierig arbeiten zu gehen und alleine zu sein und zwei kleine Kinder zu haben, auch wenn sie im Tagesheim oder bei der Nachbarin sind. Weissst du, für eine Mutter, das war nicht einfach (...). Es war emotional und physisch eine grosse Belastung.“

In der erneuten Darstellung der überforderungsauslösenden Ereignisse scheint die Biographin andeuten zu wollen, wann die Depression einsetzte und wodurch sie bedingt wurde. Die andauernden Mehrfachbelastungen, die sozialen und ökonomischen Stressfaktoren sowie die damit einhergehende psychosoziale Überforderung erhöhten ihre situative Vulnerabilität. Durch die Formulierung „Es war emotional und physisch eine grosse Belastung“ ist deutlich ersichtlich, dass ihr psychisches und kör-

perliches Wohlbefinden stark beeinträchtigt war. Sie sah sich in dieser krisenhaften Situation auf sich alleine gestellt, obwohl sie dringend Unterstützung gebraucht hätte. Sie schien mit den Alltagsanforderungen vollständig überfordert zu sein. Im Kontext dieser kräftezehrenden Überforderungssituation als alleinerziehende Migrantin ohne unterstützende Bezugspersonen in einem fremden Land lässt sich vermuten, dass sie das Gefühl entwickelte, der Erfüllung ihrer Aufgaben als Mutter nicht gerecht zu werden, was sich in der Ausdrucksweise „Für eine Mutter, das war nicht einfach“ niederschlägt.

Die mit dem unerwarteten Weggang des Mannes entstandene Problemgemengelage und die damit verknüpften hohen Belastungen und Anforderungen begannen sich entkräftend und destabilisierend auf Amalia Torres' psychische Gesundheit auszuwirken. Die Biographin stand unter einem grossen Druck, alle zugetragenen Aufgaben und Verantwortungen in einer ökonomisch angespannten Situation zu vereinbaren. Diese löste eine persönliche Krise aus, der sie sich kaum widersetzen konnte.

Erfahrungen von Rassismus und ethnischer Diskriminierung im Alltag

Die Erinnerung an die schwierige Lebenssituation für ihre Kinder zum damaligen Zeitpunkt veranlassen Amalia Torres, ein neues Themenfeld in ihrer Erzählung zu eröffnen: Die Präsentation, wie sie Rassismus im Alltag und ethnische Diskriminierungen erlebt hat. Sie berichtet von immer wiederkehrenden öffentlichen Anfeindungen im Alltagsleben. Ein Vorfall im Tram, den sie in Begleitung ihrer beiden Kinder erlebte und der in einem rassistisch motivierten Gewaltakt kulminierte, erweist sich als besonders signifikant in ihrer Migrationsgeschichte in der Schweiz:

„Ich habe immer wieder erlebt, dass meine Kinder und ich von fremden Menschen im Tram angeschrien wurden. Es kam oft vor, dass ich als „Scheiss Ausländer“ beschimpft wurde. Eine Frau hat mich sogar einmal im Tram geschlagen, weil ich mit meinen Kindern eine Fremdsprache (...), also mit ihnen auf Spanisch geredet habe. Ich war mit den Kindern am Reden, ganz normal und dann kam sie auf mich zu und sagte: ‚Hey, ich kann dir nicht mehr zuhören. Halt dini Schnurre¹⁸‘ und hat mich geschlagen. Die Kinder sind noch heute schockiert (...) und ich auch. Es ist so (...) Ich glaube, dass die Frau nicht so richtig normal war.“

In dieser szenisch verdichteten Darstellung legt Amalia Torres ihre emotionale Betroffenheit über das Erleben von alltäglichen und allgegenwärtigen Rassismen in ihrem Leben deutlich dar. In der Erzählung ist ihre Erschrockenheit über die rassistisch motivierte Gewalterfahrung offenkundig. Obgleich die Biographin die Rassismuserfahrung und xenophobischen Äusserungen fast schon aufgrund ihrer Häufigkeit als „dazugehörenden“ Teil ihres Alltags beschreibt, in dem sie mit Entwertungen konfrontiert ist, vermittelt sie hier deutlich, wie sie unter diesen Angriffe gelitten haben muss. Die Darstellung der rassistischen Erfahrung veranschaulicht, wie Anderssprachige in der Öffentlichkeit beschimpft werden können und wie dies sogar Aggressionen bei Einheimischen hervorrufen kann. Die Sprache der Aufnahmegesellschaft wird hier instrumentalisiert und als Machtmittel wie auch als Manifestation von Überlegenheit gegenüber der afro-venezolanischen Migrantin eingesetzt, um sie als Mensch zu de-

18 „Halt dini Schnurre“ ist eine Schweizerdeutsche Ausdrucksweise und meint ‚Halt deinen Mund‘.

gradieren und herabzusetzen. Der offen manifestierte Rassismus der unbekannten Frau, der sich in direkter Gewalt in einem öffentlichen Verkehrsmittel äusserte, erschüttert sie tief in ihrem Inneren. Die Beschämung und Kränkung der rassistischen Beschimpfungen und Handlungen sind für die Biographieträgerin besonders hoch, weil sie nicht nur verbal und physisch ohne Grund angegriffen wurde, sondern weil auch ihre beiden Kleinkinder in den rassistischen Übergriff involviert und Zeugen von menschenverachtendem Alltagsrassismus wurden. Am Satzabbruch und an der zitterigen Stimme an dieser Stelle des Interviews lässt sich erkennen, dass die Mutter Schuld- und Ohnmachtsgefühle hegte, weil sie ihre Kinder nicht vor dieser emotionalen Verletzung bewahren konnte. Die negativen Auswirkungen dieser Abwertung als Mensch mit Migrationshintergrund und Demütigung scheinen unverarbeitet und bis heute anzuhalten, wie die Formulierung „noch heute schockiert“ ausdrückt. Sie führt zwar in ihrer Erzählung nicht weiter aus, wie sie oder andere Fahrgäste auf den Angriff reagierten, doch dass sie einen „Schock“ nach diesem Gewaltakt – und als solchen scheint ihn Amalia Torres wohl erlebt zu haben – erlitten hatte, davon ist auszugehen. Auch dass ihr niemand zur Hilfe eilte, hatte sie getroffen. Im Begriff „schockiert“ dokumentiert sich ferner ein Gefühl der Handlungsunfähigkeit und der Erstarrung, Zustände, die durch eine empfundene Ungerechtigkeit evoziert wurden. Darüber hinaus lässt sich an der gewählten Formulierung eine immanente Angst vor einer Wiederholung der Gewalterfahrung ablesen, da sie aufgrund ihrer Physiognomie stets als „Ausländerin“ klassifiziert werden kann. Die belastende Erfahrung rassistischer Aggression in Begleitung ihrer zwei Kinder erschütterte ihr Sicherheitsgefühl stark. Dies hatte zur Folge, dass sie sich vorübergehend nicht unbefangen im öffentlichen Raum bewegte. Die empfundene Machtlosigkeit angesichts dieses rassistisch anmutenden Gewalterlebnisses relativiert sie zugleich, indem sie die gewaltausübende Frau für geistig nicht zurechnungsfähig erklärt. Die Vermutung liegt nahe, dass sie dadurch versucht, das Unfassbare dieser rassistischen Handlung fassbarer und erträglicher zu machen. Eine andere Deutung wäre, dass sie die Frau für psychisch krank erklärt, um sie zu diskreditieren. Dadurch kann sie einen Übergriff auf ihr Selbst abwehren und sich vor einem Angriff auf ihre Selbstachtung schützen.

Im Anschluss an die zitierte Passage fährt Amalia Torres mit erhobener Stimme und echauffiertem Unterton fort mit der Erzählung leidvoller Erfahrungen. Sie präsentiert ihre Lebensgeschichte anhand einer Aneinanderreihung von Beispielszenen von Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen im Alltag. Es fällt ihr nicht schwer, konkrete Diskriminierungserfahrungen zu benennen. So ist die Biographin aufgrund ihrer Hautfarbe, wie sie sagt, auch häufig verbalen Beleidigungen und Erniedrigungen rassistischer Art auf der Strasse ihres Wohnortes ausgesetzt. Meistens ignoriert sie die Beschimpfungen im öffentlichen Raum und tut so, als hätte sie diese nicht gehört. Sie spricht schneller, als sie die offene Feindseligkeit schildert, der sie erneut während einer Tramfahrt begegnet ist, und gibt hierbei ihre mit der Zeit entwickelte Strategie des Ignorierens auf:

„Schau, wenn du hier auf Schweizerdeutsch am Telefonieren bist, egal wie laut du redest, wird kaum jemand sagen: ‚Ich möchte meine Ruhe haben‘. Aber sobald du in einer Fremdsprache sprichst, kommt jemand zu dir und sagt: ‚Geht's noch? Kann man keine Ruhe haben?‘ Es ist so eindeutig (...) Mittlerweile verteidige ich mich aber und sage auf Deutsch: ‚Was geht Sie das an? Wo steht es, dass ich nicht telefonieren darf?‘ Weil ich

weiss, dass es nicht darum geht, dass ich spreche, sondern dass ich in einer fremden Sprache spreche und das stört. Das ist unglaublich.“

Amalia Torres klingt hier sehr energisch und erbost im Hinblick auf die erneute Massregelung im Tram. Sie führt die subjektiv wahrgenommene Ungleichbehandlung beim Telefonieren in der Öffentlichkeit auf ihren Status als „Ausländerin“, die eine Fremdsprache spricht, zurück. Sie fühlt sich diskriminiert und ungerecht behandelt im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung und weist auf eine Sprachdiskriminierung in der Öffentlichkeit hin. Hier lässt sich ablesen, dass die Biographin nach einer weiteren Differenzierung als „fremdsprachige Andere“ eine Anklage gegen erlittenes Unrecht erhebt. In der Verwendung des „du“, um über ihre subjektiven Erfahrungen zu sprechen, stellt die Biographieträgerin eine gewisse distanzierte Verallgemeinerung als emotionale Reaktion zum Erlebten her. Sie gibt klar zu verstehen, dass sie als dunkelhäutige Migrantin die Zurechtweisung beim Telefonieren als eine Diskriminierungserfahrung deutet, wie sie es mit der Bewertung „es ist so eindeutig“ ausdrückt. Insofern widerfährt Amalia Torres eine doppelte Gewalterfahrung: Einerseits eine physische Gewalt, die ihren Ausdruck in einem rassistisch motivierten Übergriff im Tram findet, andererseits in Form psychischer Gewalt durch rassistische Beschimpfungen im Aufnahmeland.

Diese Sequenz veranschaulicht darüber hinaus deutlich ihre emotionale Reaktion angesichts verletzender Bemerkungen. Sie scheint sich nach wiederholten Angriffen auf ihre menschliche Würde gedemütigt zu fühlen, wobei sie dies mutmasslich mit Empörung abzuwehren versucht. Deutlich lässt sich in dieser Präsentation der subjektiv erlebten Diskriminierungserfahrung ihre emotionale Entrüstung an der Formulierung „das ist unglaublich“ erkennen. Durch Empörung, Wut und Aufbegehren scheint sie das erlebte soziale Unrecht und die Ungleichheit anzuklagen. In dieser Darstellung zeigt sich die Biographin nicht als passiv-erleidend, sondern als eine Frau, die sich gegen die erlebte Missbilligung und Verachtung von Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft zur Wehr setzt. Hierbei hebt Amalia Torres ihren kämpferischen Charakter und ihre Stärke in einer Situation hervor, in der sie sich angegriffen fühlt. Im Vordergrund steht bei ihrer Präsentation, eine Entschiedenheit zu zeigen, sich nicht alles gefallen zu lassen. Im Unterschied zur Reaktion auf den körperlichen Angriff im Tram, dem sie ohnmächtig gegenüberstand, präsentiert sie sich nun als eine aktiv Handelnde, die inzwischen gelernt hat, sich rassistischen Äusserungen zu widersetzen und so nicht als Opfer aus dem Erlebten hervorzugehen. Sie transformiert eine Passivität und ein Erleiden gegenüber rassistischen und diskriminierenden Ereignissen in eine defensive Haltung, doch es ist davon auszugehen, dass die ihr zugefügte Demütigung als Schmerz und die Sehnsucht nach Achtung bestehen bleibt.

Amalia Torres zeigt sich zunehmend sensibilisiert auf diskriminierende Bedingungen im Laufe der Jahre und beginnt, über wahrgenommene Barrieren zu berichten:

„Aber auch bei der Jobsuche in der Promotion oder als Kellnerin im Restaurant hat man mir oft gesagt: ‚Wir suchen jemand, der Schweizerdeutsch oder Deutsch als Muttersprache hat‘. Oder als ich eine Wohnung gesucht habe, sagten sie mir, dass jemand anderes die Wohnung bekommen hatte. Aber oft war die Wohnung immer noch leer (...). Sie wollten einen Schweizer oder eine Schweizerin haben (...). Das war nicht einfach für

mich. Ich habe viele solche Geschichten erlebt, aber ich bin nicht die einzige, weisst du? Viele werden dir ähnliche Geschichten erzählen.“

Amalia Torres' Diskriminierungserfahrungen sind an die Wahrnehmung und Behandlung ihrer Person als „Ausländerin“ geknüpft, was sich in konkreten Erfahrungen in Form von Ausschlüssen äussert. Die erfahrene Benachteiligung bei der Arbeits- und Wohnungssuche beweist für die Biographin eine Ungleichbehandlung angesichts muttersprachlicher Sprachanforderungen und ihrer afro-venezolanischen Herkunft. In ihrer Erklärung wird sichtbar, wie sie ihr Selbstwertgefühl zu beschützen versucht, indem sie die Benachteiligungssituation auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt auf ihr „Ausländerindasein“ zurückführt. Amalia Torres beschreibt in dieser Sequenz offene und verdeckte Formen von individuellen und institutionalisierten Diskriminierungserfahrungen. Sie spürt deutlich die verbale sowie die nonverbale Ablehnung der Aufnahmegesellschaft, die sich in Ausschluss und Nichtbeachtung bei der Vergabe von Arbeit und Wohnraum manifestiert. Deutlich lässt sich hier ihr Gefühl, das sie verinnerlicht zu haben scheint, ablesen, in der Schweiz nicht erwünscht zu sein.

Die Biographin nimmt im letzten Satz eine Verharmlosung der Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen mit dem Hinweis vor, kein Einzelfall zu sein. Alle Migrantinnen und Migranten in der Schweiz seien von diesen Erfahrungen betroffen und diese gehörten zum Lebensalltag dazu. Diese Äusserung weckt den Anschein, dass es sich um einen Schutzmechanismus gegen eine emotionale Verletzung handelt, um besser mit dem Schmerz menschlicher und sozialer Abwertung umgehen zu können. Das Gefühl, ständig benachteiligt, verachtet und herabgesetzt zu werden und dabei zugleich kontinuierlich die eigene Würde und den Selbstwert vor psychischen und physischen Angriffen sowie vor strukturellen Ausgrenzungen seitens der Aufnahmegesellschaft verteidigen zu müssen, hinterlässt bei der Betroffenen Spuren. Ihr Unbehagen an der Aufnahmegesellschaft bettet die Biographin in die folgende Bewertung zahlreicher persönlicher Erlebnisse von Alltagsrassismus ein: „Es war nicht einfach für mich“. Man kann sich vorstellen, wie ihre psychische Gesundheit im Zusammenhang wahrgenommener Diskriminierung, Herabsetzung, Benachteiligung und Anerkennungsdefizite fortschreitend beeinträchtigt wird.

Depression: Eine Krankheitserfahrung in der Migration

Die Biographieträgerin macht erneut eine längere Pause und geht daraufhin auf die Krankheitsthematik ein, die den Hauptfokus der vorliegenden Forschung bildet. Vier Jahre nach der Migration erkrankte Amalia Torres im Alter von 33 Jahren an einer Depression. Die biographische Bedeutung der Depression erschliesst sich aus dem bisherigen Leben der Biographieträgerin, in das die krankheitsauslösende Phase eingeflochten ist. Eingebettet in ihre Lebenssituation und in belastende Lebensereignisse entwickelte die Biographin ein Verlaufskurvenpotential, um mit Schütze¹⁹ (2006: 216) zu sprechen, das den Bedingungsrahmen für die spätere Krankheitsverlaufskurve bildet. Aus der Analyse wird sichtbar, dass für das Auslösen der Depression im Jahr 2007 mehrere Faktoren verantwortlich sind. Um die Komplexität der Erkrankung an einer Depression bei Amalia Torres zu verstehen, ist die Depression insbesondere im

19 Siehe dazu Fritz Schützes *Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie* (2006).

Kontext familiärer, beruflicher, politischer und gesellschaftlicher Zusammenhänge zu betrachten.

Die psychische Erkrankung stellt neben der finanziellen Notlage eine unerwartete Krise dar, mit der Amalia Torres umgehen muss. Während der Depression potenzieren sich die Probleme und deren Auswirkungen im Alltagsleben der Biographin. Sie erinnert sich an ihr Leben zum damaligen Zeitpunkt und an die erste Auseinandersetzung mit einer Depression wie folgt:

„Als mein Mann aus dem Ausland mit der neuen Frau und einem kleinen Kind in die Schweiz zurückkam, hatte ich so viele Probleme (...). Ich konnte nicht mehr, ich war erschöpft und hatte keine Motivation (...). Das ist auch ein Aspekt, den viele verstehen sollten. Manchmal befinden wir uns in Phasen, in denen wir keine Motivation mehr haben, weil (...) Stelle dir vor wie es sich anfühlt, wenn du immer wieder ‚nein‘ hörst, immer ‚nein, nein, nein, nein, nein, nein‘. Irgendwann sagst du dir, ich will auch nicht mehr, ich mag auch nicht mehr (...). Ich war nur traurig und verzweifelt. Ich dachte, mein Gott, was soll ich jetzt machen? Damals hatte ich zwar eine Depression, aber ich konnte sie nicht erkennen. Ich habe mir damals nicht gesagt, dass ich eine Depression habe, sondern ich dachte, dass ich schon ziemlich weit nach unten gefallen bin. Ich muss aufstehen.“

Über die Kulmination gesundheitsgefährdender Risikofaktoren, die eine Depression hervorruft, hinaus ist die lebensgeschichtliche Einbettung des begonnenen Krankheitsprozesses von zentraler Bedeutung. Die Biographieträgerin scheint insgesamt von ihrer Lebenssituation chronisch überfordert zu sein. Es lässt sich hier erkennen, dass ihr keine grundlegende Bearbeitung des Bedingungsrahmens für die Erleidensverlaufskurve gelingt. Das führt dazu, dass sie das labile Gleichgewicht der Alltagsorganisation nicht mehr aufrechterhalten kann. Die Aussage „ich hatte so viele Probleme“ dokumentiert, dass sie in dieser akuten Krisenphase das Gefühl hat, keinen Einfluss mehr auf die Problementwicklung ausüben zu können. Sie ist in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt, als sie sich von den über sie hereinbrechenden Ereignissen überwältigt fühlt. Mit der Formulierung „Ich war nur traurig und verzweifelt“ bringt sie zum Ausdruck, dass sie die Hoffnung und das Vertrauen in ihr Leben sowie in sich selbst verloren hat.

Mir fällt die zeitliche Dimension in diesem Textabschnitt auf. Amalia Torres erzählt retrospektiv vom Jahr 2009, als sie bereits seit längerer Zeit von einer Depression betroffen war. Die Zeitspanne zwischen 2007 und 2009 bleibt indes vage. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews, ob sie mir noch mehr über die Dauer der Depressionserkrankung erzählen könne, beschreibt sie den Verlauf der Depression in Phasen, die „über ein Jahr, fast zwei Jahre“ dauerten. Ich lese darin, dass sie nicht explizit über depressive Episoden spricht, sondern insgesamt die subjektiv erlebte Dauer ihres Leidens zusammenfasst.

In dieser Erzählpassage erfahren wir nicht, wie die Biographin die Nachricht, dass ihr Mann mit einer neu gegründeten Familie in die Schweiz zurückkehrt, aufnimmt. Ferner spezifiziert sie nicht, um welche Probleme es sich handelt. Es lässt sich jedoch klar identifizieren, dass lebensverändernde Ereignisse zusammentreffen. Eine Trennung, gepaart mit fehlenden Unterhaltskosten seitens des Mannes für die Kinder und sie, führt zu einer erhöhten Vulnerabilität. In diesem Kontext kann das Risiko wachsen psychisch zu erkranken. Ich nehme an, dass der Beziehungsabbruch zu ihrem

Mann bis dahin noch nicht verarbeitet war. Sie ist mit dem Weggang ihres Mannes auf einen Schlag eine armutsbetroffene alleinerziehende Frau aus Lateinamerika, die die Last der Versorgung der Kinder alleine trägt. Sie scheint zugleich hohe Ansprüche an sich selber zu stellen, wie wir später sehen werden. Die Vermutung liegt für mich nahe, dass sie sich in dieser Phase ohne inneren und äusseren Orientierungsrahmen fühlt und die Perspektivlosigkeit als bedrohlich erlebt wird. Die existentielle Unsicherheit erhöht sich aufgrund ihrer finanziell ungeregelten Lebenssituation, die letztlich mit einer physischen, emotionalen und geistigen Erschöpfung einhergeht und mit dem Ausdruck „Ich konnte nicht mehr“ dokumentiert wird.

Nachdrücklich spürbar machte sich die fehlende soziale Unterstützung bei der Kinderbetreuung, da ihre Familienangehörigen nicht in der Schweiz leben. Einzig zu ihrer venezolanischen Freundin hatte sie ein Vertrauensverhältnis, und sie fühlt sich von deren Freundschaft bis heute getragen. Das Fehlen von Beziehungen zu weiteren engen Bezugspersonen, die ihr in dieser belastenden Phase ihres Lebens eine Stütze, Zuwendung und Liebe bieten könnten, sowie ein Mangel an einem Sicherheit und Geborgenheit spendenden sozialen Umfeld werden hier sichtbar. Daraus schliesse ich, dass sich das Nicht-Vorhandensein eines sozialen Netzes, das sie in dieser Situation auffangen könnte, auf ihre Gesundheit auswirkt. Die Frage „Was soll ich jetzt machen“ verdeutlicht ihre Erfahrung von Rat- und Hoffnungslosigkeit und weist auf eingeschränkte Bewältigungsmöglichkeiten hin.

Mit der Betonung und Wiederholung des Wortes „nein“ in der Textpassage ist anzunehmen, dass sie auf die Erfahrung beruflicher Ablehnung und Zurückweisung nach zahlreichen Bewerbungsversuchen verweist. Es scheint, als könne sie hier ihre Situation entindividualisieren, indem sie ihr Leiden in Zusammenhang mit dem erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt setzt. Das Gefühl, auf verschlossene Türen zu stossen, entmutigte und liess Amalia Torres resignieren. Aus der Analyse geht hervor, dass berufliche und gesellschaftliche Ausschluss Erfahrungen sowie soziale und rassistische Abwertungen und Diskriminierungserfahrungen zusätzlich ihr Selbstbild beeinflussen. Das hat krankheitsfördernde Auswirkungen auf die Psyche. Ein tiefer Schmerz, Enttäuschung, Verzweiflung und Desorientierung scheinen diese Phase zu prägen. Die erlebte Hemmung der Leistungsfähigkeit bezeichnet sie als „Motivationslosigkeit“.

Darüber hinaus ist auch der Statusverlust zu erwähnen, den sie als lateinamerikanische, gut ausgebildete Migrantin während dieser Zeitspanne erlebte. Die ungünstigen beruflichen Rahmenbedingungen wirkten sich auf ihren seelischen Gesundheitszustand aus. Gleichzeitig schränkten ihre gesundheitlichen Beschwerden die Möglichkeit der Berufsausübung weiter ein. Ihre Arbeitssituation änderte sich zu diesem Zeitpunkt markant. Sie erhielt immer weniger Aufträge als Promoterin. Teilweise hatte sie während ein bis zwei Monaten gar kein Einkommen und war vollständig auf die Unterstützung der Sozialhilfe angewiesen. Die Gründe für das Ausfallen der Aufträge führte sie aus ihrer subjektiven Perspektive auf die Schwierigkeit der Vereinbarkeit von Beruf und Kinderbetreuung als Alleinerziehende zurück.

Mit dem Wort „damals“ spricht die Biographin erneut eine zeitliche Komponente der Depressionserfahrung an. Sie konstatiert, zum damaligen Zeitpunkt selber nicht erkannt zu haben an einer Depression erkrankt zu sein. Sie fühlte sich nicht krank. Sie gesteht sich zwar ein, dass etwas nicht mehr stimmte, aber aus ihrer Wahrnehmung, Interpretation und Bewertung der Symptome erschloss sich keine psychische Erkan-

kung. An späterer Stelle des Interviews wird dies erneut zum Ausdruck kommen. Die subjektive Ebene des Erlebens von Krankheit und die diagnostische Ebene werden unterschiedlich gedeutet. In der Formulierung „Ich dachte, dass ich schon ziemlich weit nach unten gefallen bin. Ich muss aufstehen“ kommt zum Ausdruck, dass Amalia Torres der Ansicht ist, mit Selbstdisziplin und Willen ihre Probleme angehen zu können. Dies könnte eine Erklärung dafür sein, warum sie zunächst auf die professionelle Unterstützung von Fachpersonen verzichtete und erst zu einem späteren Zeitpunkt diese in Anspruch nahm.

Depression als biographischer Bruch

Die Depression markiert einen weiteren einschneidenden biographischen Bruch im Kontext der Migrationserfahrung von Amalia Torres. Ab dem Jahr 2007 begann sich Amalia Torres' alltägliche Lebenswelt zu verändern. Ihr ging es zunehmend psychisch schlechter. Allmählich setzte ein Desinteresse an der Aussenwelt ein, was sich bei ihr in Form eines inneren Rückzugs äusserte. Die Depression überfiel sie nicht plötzlich, sondern schlich sich an. Als die Krankheitssymptome der Depression sich bemerkbar zu machen beginnen, interpretierte sie diese zunächst unterschiedlich. Die Biographin bekundet retrospektiv, dass sie sich während dieser Zeit ständig schwach fühlte. Alles kostete sie enorm viel Kraft. An dieser Stelle beschreibt Amalia Torres, wie sich die Depression manifestierte:

„Ich war nicht motiviert, ich wollte immer nur schlafen. Ich hatte einfach keine Energie mehr. Da ich nicht selbst erkannt hatte, was ich hatte, konnte ich keinen Ausweg finden, weil ich nicht aufstehen konnte. Ich konnte nicht laufen (...). Ich weinte viel. Ich fing immer sofort an zu weinen (...). Mir war bewusst, dass ich arbeiten muss, dass ich etwas machen muss, dass ich eine neue Arbeit suchen muss, dass ich mich bewegen muss, aber ich hatte keine Kraft, um das zu machen. Ich konnte kaum umsetzen, was ich mir vornahm (...), meine Ideen (...), obwohl ich mich bemühte.“

Deutlich macht sich im gesamten Befinden der Biographieträgerin eine Antriebslosigkeit und Sinnkrise bemerkbar. Die bisherigen und gewohnten Alltagsaufgaben wurden zu kräfteerschöpfenden Aktivitäten. Ihr gelang es kaum noch, aus dem Bett aufzustehen. Sie erlebte eine als bleiern empfundene innere Müdigkeit und Energielosigkeit, begleitet von Weinanfällen. Die Bewältigung der Alltagsorganisation kostete sie viel Kraft und Überwindung. Vormalig mühelos ausgeübte Tätigkeiten erschienen ihr als enorm anstrengend oder als kaum zu bewältigen. Alles wurde beschwerlich, was zuvor leichtfiel, wie sie sagt. Jeden Tag durchzustehen, erwies sich für sie als eine enorme Herausforderung. Sie schleppte sich nur noch durch den Tag. Mit der Entwicklung einer Depression war ihr Handlungsspielraum zur Alltagsbewältigung zunehmend eingeschränkt. Ausweglosigkeit und Hoffnungslosigkeit breiteten sich in ihr aus. Auffallend ist dabei, dass sie zu diesem Zeitpunkt nicht von ihrem familiären, sozialen und arbeitsbezogenen Umfeld auf ihren veränderten Zustand angesprochen wird. Gleichwohl forderte sie keine Unterstützung von Freunden oder ihrer Familie in Venezuela an. Da die Betroffene selber nicht wusste, was sie hat, ist anzunehmen, dass sie mit Rückzug darauf reagierte und nicht darüber sprach.

Ihr fiel es schwer, zur Arbeit zu gehen, die oftmals mit einem langen Arbeitsweg und unregelmässigen Arbeitszeiten verbunden war. Ferner ist ihre Tätigkeit als Pro-

moterin mit Kontaktfreude verbunden, sie sollte lächelnd und auf Kundschaft zu-
gehend Produkte vermarkten. Sie fühlte jedoch keine Freude zu diesem Zeitpunkt.
Es gestaltete sich ausserdem für Amalia Torres schwierig, ihre berufsbiographische
Planung zu diesem Zeitpunkt umzusetzen. Die Formulierung „meine Ideen“ kenn-
zeichnet, dass sie über berufliche Intentionen verfügte, sich jedoch trotz Bemühung
nicht in der Lage sah, diese zu verwirklichen. Die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle
fühlte sich zu schwer an. Ihr gelang es aufgrund der gesundheitlichen Beeinträchti-
gung nicht, die beruflichen und familiären Anforderungen gleichzeitig in Einklang zu
bringen. In diesem Zusammenhang wird sichtbar, dass die Biographin die Depression
als ein Abreissen der biographischen Kontinuität erlebt.

Inanspruchnahme von Behandlung und Strategien des Hilfesuchens

Über die Jahre hinweg prägt sich eine Depression aus, die Amalia Torres fest im Griff
zu haben scheint. Die Biographin suchte professionelle Hilfe auf, als sie ihren Alltag
aufgrund der psychischen Beschwerden nicht mehr wie gewohnt bestreiten konn-
te und anfang, in der Bewältigung des Familienalltags nachzulassen. Sie wählte das
schulmedizinische Gesundheitssystem aus und suchte zunächst ihren Hausarzt auf.
Sie sprach ihn auf ihre Lustlosigkeit und Niedergeschlagenheit an. Auf Anraten ihres
behandelnden Arztes wandte sie sich an eine von ihm empfohlene Psychotherapeutin.
Hier zeichnet sich ab, dass die Biographin nicht auf Zugangsbarrieren zur gesund-
heitlichen Versorgung stösst. Des Weiteren wird sichtbar, dass im Bewältigungsver-
halten der Biographin zunächst ein aktiver Bewältigungsstil im Vordergrund steht.
Die Biographin suchte trotz ihrer Skepsis die deutschsprechende Fachperson einige
Male auf, doch sie bekundete eine geringe Behandlungszufriedenheit. Eine westliche
Psychotherapie erschien ihr nicht sinnvoll für ihre eigene Problematik. Sie nahm an,
dass die Psychotherapeutin ihr nicht helfen kann, und brach die psychotherapeutische,
nicht-medikamentöse Behandlung nach kurzer Zeit ab. Die Ablehnung des psychothe-
rapeutischen Weges begründet sie wie folgt:

„In Lateinamerika ist der Selbstmord viel niedriger, obwohl wir ärmer sind und in grö-
seren Schwierigkeiten stecken als die Industrieländer. In meiner Kultur nimmt sich fast
niemand das Leben (...). In Venezuela kann man dir für ein paar Franken dein Leben
nehmen, die Kriminalität ist so hoch dort, aber wir kennen nicht die Depressionen. Wir
können nichts mit dem Wort Depression anfangen, denn wenn du traurig bist, dann
ziehst du dich um, machst dich hübsch, gehst zu Freunden, machst Party und versuchst
die Traurigkeit zu verstecken oder zu überspielen. Wenn du laute Musik in deiner Woh-
nung in Venezuela hörst, dann hören das deine Familie oder die Nachbarn, klopfen an
und fragen, was mit dir los ist. Bist du traurig? Komm zu mir, du bleibst nicht alleine,
du darfst nicht einmal alleine sein. Wir können nicht an eine Psychotherapeutin glau-
ben, die immer wieder auf die Uhr schaut und sagt: ‚Jetzt ist eine Stunde vorbei Frau
Torres. Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag‘. Dann gehen wir lieber in die Kirche, wo
wir unsere ganze Traurigkeit äussern können und wir singen, beten und weinen dürfen.
Wir finden Menschen da.“

In dieser Passage bekundet Amalia Torres, dass es für sie ungewohnt war, auf Behand-
lungsmethoden aus dem biomedizinischen Bereich für eine psychische Erkrankung
zu rekurrieren. Andere Heilungswege wie etwa Trost in der lateinamerikanischen

Community oder im Glauben, die in den lateinamerikanischen Herkunftskontexten neben der Biomedizin gewählt werden, erscheinen ihr plausibler. Gleichzeitig kann auch vermutet werden, dass sie ihren damaligen Zustand nicht als eine psychische Erkrankung betrachtet, die eine Behandlung erforderlich macht. Sie beschreibt, dass man in Venezuela den Begriff „Depression“ nicht verwendet, um über eine psychische Erkrankung zu sprechen. Auf meine Frage im Nachfrageteil des Interviews konnte sie mir keine andere Krankheitsbezeichnung für Depression auf Spanisch nennen. In der Bezeichnung der psychischen Krankheit wird also eine Ambivalenz sichtbar. Amalia Torres verweist zum einen darauf, dass die Depression in Venezuela nicht mit den Kategorien westlicher Psychopathologie beschrieben werden kann. Zum anderen verwendet sie selber den Terminus Depression, wie wir weiter oben sehen konnten, um ihre mit der Depression verbundenen Symptome wie die Unfähigkeit, Freude zu erleben, Niedergeschlagenheit, Interesseverlust und Energielosigkeit zu beschreiben.

Es lässt sich hier erkennen, dass ihr Krankheitsverständnis sowie die Behandlungserwartungen sich auf kulturbezogene Konzepte und Theorien beziehen. Die kulturellen und subjektiven Erklärungsmodelle der Betroffenen, um mit Kleinman (1980) zu sprechen, bestimmen die Wahrnehmung der Symptome, deren Nennung, die eigenen Erklärungen zur Entstehung und zu den Ursachen der Krankheit sowie das angewandte Hilfesuchverhalten.²⁰ Krankheit weist hier also eine soziale und kulturelle Dimension auf. Amalia Torres' Vorstellung von Depression im Herkunftsland ist im Vergleich mit der Vorstellung von Depression im Aufnahmeland unterschiedlich. Die scheinbar kulturellen Gegensätze und Widersprüche geraten in eine Konfrontationssituation im aufnehmenden Land. Ausserdem treffen einerseits Laienkonzepte, die durch ihre persönlichen Sichtweisen über Ursachen und Kontexte von Krankheit geprägt sind, und Konzepte aus dem biomedizinischen Zusammenhang aufeinander. Eine andere Deutung in Bezug auf die Aussage „Wir können nichts mit dem Wort De-

20 Kleinman definiert Erklärungsmodelle wie folgt: „Explanatory models are the notions about an episode of sickness and its treatment that are employed by all those engaged in the clinical process“ (1980:105). Der Psychiater und Medizinethnologe unterscheidet fünf Hauptbereiche von Erklärungsmodellen: Ätiologie (Krankheitsursachen), Zeit und Art des Auftretens des Symptome, Pathophysiologie, Krankheitsverlauf (Schwere, Verhaltensmuster) und Behandlung (Kleinman 1978: 87-88). Behandelnde berücksichtigen in der Regel alle Punkte gleichermaßen intensiv, während PatientInnen individuell sehr unterschiedliche Schwerpunkte setzen (Weiss 2005: 67). PatientInnen und Behandelnde greifen auf unterschiedliche Erklärungsmodelle zum Kranksein zurück (Weiss 2005: 66). Die Erklärungsmodelle von Behandelnden sind disease-orientiert und unterscheiden sich gewöhnlich von den Erklärungsmodellen von Laien (PatientInnen), die oft illness-orientiert sind (Wicker 2002b: 27). „Laien-Erklärungsmodelle umfassen die persönliche Bedeutung, die der Kranke dem Kranksein gibt und die Behandlung der Krankheit vor dem biografischen Erfahrungshintergrund (emische Perspektive). Diese Bedeutungszuschreibung ist oft unspezifisch, vielfältig, wechselhaft, und die Grenzen zwischen Vorstellungen und Erfahrungen verschwimmen. Laienmodelle sind nur teilweise bewusst und müssen von allgemeinen Vorstellungen zum Gesund- und Kranksein unterschieden werden (Kleinman, 1980)“ (Weiss 2005: 67, Hervorhebung im Original). Arthur Kleinman entwickelte ein Modell, das die verschiedenen Arten von Strategien zur Heilung von Krankheit im Sinne von illness in Gesundheitssektoren einteilt, die er als Laiensektor, volksmedizinischer Sektor, professioneller Sektor bezeichnete (Kleinman 1980: 49). Ein Gesundheitssystem setzt sich somit laut Kleinman aus diesen drei Gesundheitssektoren zusammen. Jeder Sektor bezieht sich sowohl auf kulturelle Tradition als auch auf akute Tendenzen und produziert effektive Ansätze zum Kranksein und zum Umgang damit (Weiss 2005: 66).

pression anfangen“ ist, dass die Biographin eine Depression nur im Kontext einer Migrationserfahrung verortet und es eine solche Erkrankung in Venezuela nicht geben kann.

Sie führt ferner aus, im Falle einer Erkrankung in ihrem Herkunftsland ein höheres Mass an Solidarität sowie sozialer und emotionaler Unterstützung durch ihr soziales Umfeld erwarten zu können und in einer akuten schweren Lebenssituation aufgefangen zu werden. Im Krankheitsfall könnte sich Amalia Torres in Venezuela auf die Hilfe ihrer Familienmitglieder oder nahe stehender Menschen verlassen und wäre nicht auf sich alleine gestellt. Im Umgang mit einer Depression in Venezuela verweist sie neben der familiären Hilfe auch auf die Selbstbehandlung einer psychischen Erkrankung. Deutlich wird hier, dass im Hinblick auf ein unterschiedliches Krankheitsverständnis einer Depression die Biographin ein Gesundheitsverhalten zeigt, das sich im Zusammenhang ihres sozialen und kulturellen Umfeldes erklären lässt. Das Aufsuchen psychotherapeutischer Fachpersonen entspricht aus der Sicht der Biographin nicht dem üblichen Vorgehen in Venezuela. Weiss (2003: 189) verweist darauf, dass das Einholen medizinisch-psychologischer Hilfe bei Depressionen eher Ausdruck eines westlichen Gesundheitsverständnisses und einer Mittel- oder Oberschichtorientierung ist. Amalia Torres beschreibt ausserdem, sich keinen Behandlungserfolg durch eine Psychotherapie zu versprechen. Sie begründet dies damit, den Eindruck gehabt zu haben, die behandelnde Fachperson lasse sich nicht ausreichend auf sie ein. Die Biographin fühlte sich in ihrer Befindlichkeit nicht genügend wahrgenommen und in ihrer migrationsspezifischen Problematik nicht verstanden. Mit der Beschreibung, dass die Psychotherapeutin auf die Uhr schaut und die Sitzung für beendet erklärt, weist sie auf ihre Unzufriedenheit mit der therapeutischen Beziehung hin. Es könnte ein Hinweis darauf sein, dass sie von der Psychotherapeutin nicht die emotionale Annahme und das umfassende Verständnis für ihre Schwierigkeiten im alltäglichen Leben als Migrantin erfuhr, das sie sich erhofft hatte. Ihre Therapieerwartung erfüllte sich nicht.

In der Interaktion zwischen der Psychotherapeutin und der Betroffenen treffen unterschiedliche Wissens- und Interpretationssysteme aufeinander. Amalia Torres kommt zwar selbst zur Einschätzung, ihre seelische Gesundheit sei beeinträchtigt. Es ist jedoch anzunehmen, dass sich die Biographieträgerin zum damaligen Zeitpunkt nicht als psychisch krank empfand oder sich dies nicht einzugestehen vermochte. Das zeigt ihre Begründung, in Venezuela kenne man keine Depressionen. Im Weiteren legt die Aussage „Wir können nichts mit Depression anfangen“ die Vermutung nahe, dass psychisch Kranke im Herkunftsland stigmatisiert sind. Die an Depression erkrankte Migrantin könnte daher befürchten, einem mehrfachen Stigmatisierungsrisiko ausgesetzt zu sein: „Ausländerin“, Armutsbetroffene und psychisch Erkrankte. Es ist anzunehmen, dass sie als Migrantin mit Depression Mehrfachdiskriminierungen erfahren könnte, etwa aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Ethnizität, ihrer Schichtzugehörigkeit sowie ihrer psychischen Erkrankung, was verstärkt zu einem sozialen Ausschluss führen würde.

Das Widerstandsverhalten der Biographin gegenüber einer Psychotherapie lässt sich auch so interpretieren, dass die psychotherapeutische Methodik und deren Wirkungsweisen ihr nicht hinreichend klar sind. In ihrer Krise sieht sie keine Hilfe in einer fachlichen Unterstützung im Umgang mit ihrer Depression und lehnt eine psychotherapeutische Behandlung ab. Gleichzeitig ist auch gut vorstellbar, dass sie durch

eine Psychotherapie keine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen im Aufnahmeland erkennen kann und deshalb diesen Heilungsweg als wenig sinnvoll erachtet.

Gleichwohl räumt Amalia Torres ein, einen eigenen Anteil an dem Nicht-Eintreten einer vertrauensvollen Interaktion zwischen ihr und der Psychotherapeutin zu haben. Hier tritt eine weitere subjektive Deutung zutage, die scheinbar widersprüchlich zur vorherigen Ausführung wirken mag, jedoch eine eigene Logik aufweist. Diese Sequenz zeigt eine zusätzliche Eigentheorie der Biographin auf, wie sie mit der Auflösung des Psychotherapiekontaktes umgeht und die kulturelle Dimension einer Depression relativiert:

„Wenn eine Psychotherapeutin dir helfen soll, dann musst du die Wahrheit sagen, aber du musst diese Wahrheit zuerst selber erkennen. Und ich hatte diese ganze Mischung von negativen Gefühlen in mir drinnen, aber ich konnte sie nicht benennen. Es waren Ängste ohne Ende, aber ich konnte diese Ängste, diese Gefühle nicht beschreiben. Ich konnte sie nicht zuordnen und daher konnte ich sie auch nicht während der Psychotherapie mitteilen. Es lag also auch an mir (...). Und so erzählte ich ihr ganz klar, was ich machen wollte, ich hatte einen Masterplan: Ich möchte einen Deutschkurs machen und danach möchte ich mich bewerben, um eine Lehre in einem kaufmännischen Bereich zu machen. Nach der KV-Ausbildung kann ich dann arbeiten gehen (...). Die Psychotherapeutin konnte mir nicht helfen, denn meine Erzählungen waren sehr vernünftig. Aber das war Theorie. Ich konnte mein Projekt nicht umsetzen (...). Ich hatte einfach keine Energie, ich war nicht motiviert, ich wollte nicht mehr Deutsch lernen, ich wollte in keine Schule, ich wollte nur schlafen. Es war wie ein Teufelskreis (...).“

Aus einer subjektiven Sichtweise begründet die Biographin das Nichtgelingen einer Psychotherapie mit der Unfähigkeit, ihr psychisches Leid zu äussern, und einem Unvermögen, die eigenen Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken. Sie scheint sich von ihren Gefühlen getrennt zu fühlen. Eine psychische Aufarbeitung der migrations-spezifischen Prozesse ist aufgrund der Schwierigkeit einer Verbalisierung von Problemen und Gefühlen nicht möglich. Da eine Psychotherapie unter anderem genau auf das Erlernen des Umgangs mit den eigenen Gefühlen zielt, was einen Zugang zu sich selbst und zur Innenwelt ermöglichen soll, um leidvolle Erfahrungen aufzuarbeiten, könnte der Therapieabbruch ein Indiz dafür sein, dass zum damaligen Zeitpunkt die Bereitschaft und das Vertrauen fehlten, sich auf die Begegnung mit der Psychotherapeutin einzulassen und ihr Innerstes nach aussen zu kehren. Wenn aber der Wunsch oder die Einsicht, etwas an der eigenen Situation ändern zu wollen, nicht vorhanden ist, trotz offensichtlichem Leidensdruck, dann fällt es schwer das therapeutische Hilfsangebot anzunehmen. Es wäre möglich, dass Amalia Torres eine Psychotherapie als eine Bedrohung empfand, sich davor fürchtete, sich an schmerzhaft Erfahrungen heranzutasten, und Angst hatte, etwas in ihrem Inneren verändern zu müssen bzw. einen zu grossen Veränderungsdruck spürte.

Durch das mehrfache Ausdrücken von Angstgefühlen entsteht ferner der Eindruck, die Nicht-Inanspruchnahme einer psychotherapeutischen Behandlung könnte in der Angst vor aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen aufgrund einer psychischen Erkrankung oder vor einem Obhuts- bzw. Sorgerechtsentzug für ihre Kinder liegen. Die Angst vor einer Wegweisung und die damit einhergehende Furcht, von ihren Kin-

dern getrennt zu werden, hatte sie bereits im Zusammenhang mit ihrer als belastend empfundenen Situation als Sozialhilfeempfängerin ausgeführt.

Inwieweit eine nicht ausreichende sprachliche Verständigung und damit Kommunikationsprobleme zwischen der Biographin und der deutschsprachigen Psychotherapeutin eine Rolle für die Ablehnung des psychotherapeutischen Weges durch die Betroffene spielten, lässt sich aus den Angaben der Biographin nicht deutlich rekonstruieren. Unklar ist auch, ob mangelnde transkulturelle Kompetenzen seitens der Therapeutin für den Abbruch der Psychotherapie von Relevanz sind. Zentral erscheint mir hier, dass die Sprache eine grosse Bedeutung für die adäquate Ausdrucksfähigkeit bezüglich des eigenen Befindens aufweist. Eine Behandlung in ihrer Muttersprache ist Amalia Torres in diesem Fall aber nicht angeboten worden.

Im Weiteren ist aus Amalia Torres' subjektiver Eigentheorie zu entnehmen, dass sie das Nicht-Gelingen der Psychotherapie auch auf eigenes Verschulden zurückführt. Sie konstatiert, die Psychotherapeutin habe ihr nicht helfen können, weil sie ihrerseits nicht über ihre Gefühle sprechen konnte. Eine Offenheit hätte ihr möglicherweise die ersehnte Erfahrung ermöglicht, sich verstanden zu fühlen, doch ihr gelang es nicht, ihre Probleme zur Sprache zu bringen. Stattdessen trug sie während der Psychotherapie vielversprechende Zukunftspläne vor. Sie hatte vernünftige berufsbiographische Entwürfe entwickelt und sprach in diesem Zusammenhang von einem Masterplan, den sie aber nicht umzusetzen vermochte. Der Wunsch, eine kaufmännische Ausbildung in der Schweiz zu absolvieren, lässt erkennen, dass sie bei einer Berufsberatung gewesen war, die ihr im Hinblick auf ihre Arbeitssituation dazu geraten hatte; dies, obwohl sie bereits über einen guten Bildungsabschluss verfügte und Berufserfahrung in Venezuela gesammelt hatte. Die Selbstverwirklichung im Beruf war für sie als Migrantin zu diesem Zeitpunkt nicht realisierbar und blieb vorerst ein unerreichbarer Lebensentwurf. Aus der Textpassage geht klar hervor, dass sie zum damaligen Zeitpunkt einerseits in der Ausführung ihrer biographischen Intention und in der Umsetzung ihrer beruflichen Ziele aufgrund ihres Erschöpfungszustandes beeinträchtigt war. Das war durch das seelische Leiden verursacht und stand mit einer emotionalen und mentalen Blockade in Zusammenhang. Die depressionsgeprägte Handlungshemmung drückt sie mit der Formulierung „Aber das war Theorie. Ich konnte mein Projekt nicht umsetzen“ deutlich aus. In der Umsetzung ihres Vorhabens wirkte sie wie ausgebremst. Hierbei wird sichtbar, dass sich die Depression mit Konzentrationsschwierigkeiten und Mühe, Neues zu konkretisieren, manifestiert. Aufgrund der psychischen Erkrankung hatte sie keine Kraft und keinen Antrieb, sich dem Lernen einer Fremdsprache zu widmen oder sich mit einer Weiterbildung zu beschäftigen. Andererseits zeichnen sich hier auch strukturelle Rahmenbedingungen und gesellschaftliche Barrieren ab, die mit einem erschwerten Zugang zur Arbeitswelt einhergehen.

Auswirkung der Depression

In ihrem Herkunftsland Venezuela, so geht aus Amalia Torres' Narration hervor, hätte sie sich im Krankheitsfall auf die emotionale, praktische und finanzielle Unterstützung ihrer nahen Familienangehörigen verlassen können. In der Schweiz konnte sie nicht auf die Hilfe von Eltern, Geschwistern, Tanten und Onkel sowie Grosseltern zählen, da ihre Verwandten nicht vor Ort waren. Hier lässt sich erkennen, dass die Biographin erneut eine Kontrastierung zwischen einem Leben in Venezuela und in der Schweiz für die Gegenwartsanalyse vornimmt. Es stellt sich die Frage, ob sie die

Unterstützung ihres sozialen Netzwerks im Falle einer psychischen Erkrankung in Venezuela idealisiert, angesichts ihres Gefühls, in der Schweiz ganz auf sich alleine gestellt zu sein. Rekuriert sie auf eine Idealisierung der Beziehungen in Venezuela als Strategie, um mit den belastenden Lebensumständen im Kontext der Migration besser umzugehen? Oder hätte sie bei gesundheitlichen Problemen in ihrem Herkunftsland Unterstützung in Form von zwischenmenschlichem Austausch, Anteilnahme, Sicherheit und Rückhalt in familiären Bindungen erfahren? Sie berichtet weiter, dass ihr in der Schweiz, als sie an einer Depression erkrankte, die persönliche Zuwendung und Sorge fehlte. Erschwerend während dieses Krankheitsprozesses war zudem die mangelnde Unterstützung bei der Pflege, Versorgung und Erziehung der beiden Kinder. Sie konnte nicht auf ihre sozialen Netzwerke bei der Kinderbetreuung zählen, wie sie es in Venezuela hätte tun können. Sie betont gleichwohl mehrmals, dass ihre Freundin Valentina Navarro, ebenfalls aus Venezuela und in der Schweiz kennengelernt, in dieser Phase eine entscheidende Rolle als Unterstützerin einnahm. Diese informelle soziale Beziehung und emotionale Bindung zu ihrer Freundin erwies sich als eine wesentliche Stütze während der Erkrankung. Insofern lässt sich die Freundschaft zwischen den beiden venezolanischen Migrantinnen als eine hilfreiche Komponente im Umgang mit der Depression erkennen.

Eine Krankheit weist immer auch eine soziale Dimension auf. Erkrankt ein Familienangehöriger an einer Depression, ist die gesamte Familie betroffen. Insbesondere die Kinder sind einer starken Belastung ausgesetzt. Amalia Torres ist nach dem Ende der Ehe und dem unerwarteten Weggang ihres Mannes ins Ausland die zentrale Bezugsperson für ihre zwei Kinder. Ihre Stimme ist brüchig, sie macht mehrere Pausen, als sie sich an die Auswirkung der Depression auf ihre Kinder erinnert:

„Für mich war es sehr prägend, dass die Depression (...) auch für meine Kinder sehr schlimm gewesen sein muss (...). Es hat mich sehr traurig gemacht, wie sich die Kinder während meiner Depression gefühlt haben (...). Zum einen war ich (...), also die Mutter (...), an einer Depression erkrankt, gleichzeitig war der Vater nicht mehr da (...), den sie vermissten (...). Das einzige, was dann zählt, ist zu überleben und zu schauen, dass die Kinder gegessen und geduscht haben und Liebe bekommen und dass ich ihnen am Abend ihr Gutenachtlied singe. Da war mein ganzer Tag schon vorbei. Und so konnte ich mich nicht mit meinen eigenen Gefühlen oder Traurigkeit oder Frustrationen richtig beschäftigen.“

Ihr fällt es schwer, diesen schmerzhaften und belastenden Aspekt ihrer Lebensgeschichte offen im Interview zu thematisieren. Die psychische Erkrankung hatte sich damit bei der alleinerziehenden Mutter nicht nur innerhalb des beruflichen, sondern auch im Bereich des privaten Alltagslebens ausgedehnt. Als Mutter äussert sie ihr Bedauern, dass sich ihre psychische Instabilität und Erkrankung auf das Wohlergehen ihrer Kinder ausgewirkt haben muss. Amalia Torres kommt selbst zu der Einschätzung, ihre beiden Kinder seien aufgrund der Depression einer erhöhten psychischen Belastung ausgesetzt gewesen, wie aus den Aussagen hervorgeht, dass die Depression „auch für meine Kinder sehr schlimm gewesen sein muss“ und „Es hat mich sehr traurig gemacht, wie sich die Kinder während meiner Depression gefühlt haben“. Die Sorge um ihre Kinder könnte wiederum ihren elterlichen Stress erhöht haben, was die Vermutung zulässt, dies habe die psychische Erkrankung negativ beeinflussen können.

Inwiefern – oder ob überhaupt – in Folge der psychischen Krankheit Amalia Torres die Bedürfnisse ihrer Kinder nur eingeschränkt gesehen oder gar übersehen hatte oder die Depression eine emotionale Unerreichbarkeit bei der erkrankten Biographin zur Folge hatte, kann an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden, da sie keine weiteren Angaben macht. Gleichwohl bietet sie das Bild einer Mutter an, die sich um die Fürsorge, die alltagspraktische sowie emotionale Unterstützung ihrer Kinder kümmert. Die Schilderung ihres Alltagsmanagements zum damaligen Zeitpunkt zeigt, dass sie als Alleinerziehende die Grundbedürfnisse ihrer Kinder erfüllte und für sie alles getan hätte, was in ihrer Handlungsmacht stand. Trotz zunehmender Einschränkung der Handlungsfähigkeit während der akuten Krankheitsphase, schien sie ihre Verantwortung als Mutter wahrzunehmen, was sich daran zeigt, dass die Alltagsstruktur nicht zusammenbrach. Durch die Verwendung des Wortes „überleben“ erschliesst sich mir, dass sie ihren Alltag nicht aktiv erlebte. Die Biographin war vielmehr bemüht, im für sie immer beschwerlicheren Alltag weiterhin zu funktionieren und diesen zu überstehen. In diesem Zusammenhang dient das Funktionieren im Alltagsleben als Überlebensstrategie. Sie versuchte, die Haushalts- und Kinderbetreuungsorganisation entsprechend der vorhandenen Kräfte zu erledigen. In der letzten Textstelle macht die Biographin explizit klar, dass sie sich während dieser Phase nicht ihren eigenen Gefühlen zuwenden und sich mit diesen auseinandersetzen konnte. Hier deutet sie bereits ihre Selbsterkenntnis an, sich Zeit zu nehmen, sich um den eigenen Gefühlszustand zu kümmern, für ihre psychische Gesundheit von grosser Bedeutung ist. Es scheint mir, dass das Aufsuchen einer Psychotherapeutin Spuren hinterlassen hat.

Erneute Krisenphase mit hoher biographischer Relevanz

In der weiteren Erzählung schildert Amalia Torres eine Zuspitzung der kritischen Lebenssituation, die mit einer zunehmenden Sinnkrise einhergeht. Die Androhung, die elterliche Obhut für ihren älteren Sohn durch die Behörde entzogen zu bekommen, ist in der autonom gestalteten Haupterzählung zunächst vage. Das Ausklammern eines so zentralen Aspekts könnte auf eine hohe biographische Relevanz hindeuten. Ich gehe davon aus, dass dieses Erlebnis mit Scham und sehr unangenehmen Gefühlen behaftet ist und sie deshalb nicht näher darauf eingeht. Dies bestätigt sich an anderer Stelle, als die Biographin im Nachfrageteil erzählt, eines Morgens in Eile versehentlich ihrem Sohn beim Anziehen der Mütze mit dem Fingernagel eine Schramme unter dem Auge zugefügt zu haben. Die Primarschullehrerin, die das häufige Zuspätkommen des Sohnes zum Unterricht kritisierte, beschuldigte nun Amalia Torres, ihr Kind geschlagen zu haben, und schaltete die Behörden ein. Über die genauen Gründe, weshalb die frühere Vormundschaftsbehörde der alleinerziehenden Mutter die Obhut über ihren ältesten Sohn entziehen will, erfahren wir zunächst nichts. Auch für die Biographin schien die Begründung für den Entscheid der Behörde mit Unklarheit verbunden zu sein. Wie im weiteren Verlauf des Interviews zu entnehmen ist, spricht sie auffallend häufig von fehlenden Strukturen im Alltagsleben, die sie als berufstätige Alleinerziehende ihrem Sohn nicht anbieten konnte. Ihren Sohn beschreibt sie als ein Kind, das sich zum damaligen Zeitpunkt nur schwer an Regeln hielt und besonders viel Aufmerksamkeit einforderte. Das häufige Erwähnen von Strukturlosigkeit im Leben ihrer Kinder erweckt in mir den Eindruck, dass Amalia Torres diese Begründung oft gehört und als eigentheoretische Erklärung verinnerlicht hatte. Es lässt sich ferner mutmassen, dass die Schulbehörde eine Gefährdungsmeldung abgesetzt hat-

te und die Vormundschaftsbehörde zu dem Schluss kam, Amalia Torres sei mit der Erziehung und Betreuung ihres verhaltensauffälligen Sohnes überfordert oder eine Vernachlässigung des Kindes läge vor. Doch ist eine Vernachlässigung des Kindes unwahrscheinlich, da sich die Vormundschaftsbehörde bei beiden Kindern hätte einschalten müssen, was nicht der Fall war.

Höchst relevant ist die nun folgende Erzählsequenz, eine Art Kernpassage des Interviews, in der die Biographin das Thema des Obhutsentzugs eindrucksvoll und mit einer höchst dramatischen Klimax darstellt. Sie stockt beim Sprechen, holt merkbar Luft und Tränen schiessen ihr in die Augen, als sie den Stellenwert dieser Erfahrung für ihr Leben wie folgt kommentiert:

„Miguel kam oft fünf bis zehn Minuten zu spät zur Schule. Das war schlecht, weil er nicht am Singen teilnehmen konnte und so konnte er nicht wie die anderen Kinder am Unterricht teilnehmen und das hätte viele Probleme in der Zukunft verursacht. Deshalb wollte man ihn in ein Schulheim schicken, da er dort mit einer Struktur erzogen worden wäre. Ich fand das ganz schlimm (...), denn ich verfügte als Mutter über weniger Rechte als die Behörde oder die Lehrer, die meine Lebenssituation nicht kannten (...). Dann habe ich später erfahren, dass er nicht das einzige Kind war, das zu spät kam, aber doch der Einzige war, der eine ausländische, alleinerziehende Mutter hatte, verstehst du? Andere Kinder kamen sogar täglich 20 Minuten zu spät, aber ich war die einzige (...). Aber mir wollten sie zeigen, wie man sich in der Schweiz zu benehmen hat. Das war ihr Ziel, weil sie mir beweisen wollten: ‚So sind wir in der Schweiz‘. Aber wenn ich meinen Sohn in ein Heim schicke und die jüngere Tochter bleibt bei mir, das ist nicht fair (...), für sie beide (...). Dann haben wir beschlossen, dass die Kinder beide zum Papa gehen (...). Aber dann haben mein Ex-Mann und seine neue Frau beschlossen, dass ich die Kinder statt jedes Wochenende, nur jedes zweite sehen darf. Das hat mich noch mehr kaputt gemacht (...). Für mich waren alle meine Bemühungen, alles wofür ich gekämpft habe, einfach (...) weg. Das war wirklich (...) Das tut mir immer noch weh (...).“

Hier wird Amalia Torres emotional und bricht in Tränen aus. Ihre emotionale Reaktion beim Erzählen verdeutlicht, dass sie von den erinnerten Erlebnissen immer noch eingeholt und innerlich berührt wird. Ungewollt von ihren Kindern getrennt zu werden, stellt einen biographischen Wendepunkt mit nachhaltiger Wirkung im Leben der Biographin dar. Dieser Wendepunkt entspricht einem erneuten eklatanten biographischen Bruch. Es ist dieser Trennungsschmerz, der Amalia Torres' biographische Selbstpräsentation konstituiert. An späterer Stelle des Interviews wird dies noch einmal verdeutlicht. In dieser Sequenz präsentiert sie einzelne Vorkommnisse der lebensverändernden und überforderungsauslösenden Ereigniskette, die durch die hier thematisierten Erlebnisse fortgeführt wird. Eine Verschlechterung ihrer psychischen Verfassung war die Folge. Die Biographin formuliert deutlich ihr Gefühl, dass die Erinnerungen an die Ereignisse dieser Zeit nach wie vor schmerzhaft und desaströs für sie sind, was sie mit dem Ausdruck „ganz schlimm“ untermauert. Von der Intensität und Schnelligkeit der damaligen Ereignisse fühlte sie sich überrollt. Sie war fassungslos – und ist es bis heute. Amalia Torres erzählt von ihrem Schmerz als Mutter, die sich gezwungen sieht, die Kinder ihrem Ex-Mann zu überlassen, aus Angst, dass die Behörde ihren Sohn in einem Heim platzieren könnte. Sie präsentiert sich in einer Leidensgeschichte von Verzweiflung, Empörung und Resignation, die sie auf die

Erfahrung mit der früheren Vormundschaftsbehörde zurückführt. Das Einschreiten der Behörden erlebte die Biographin als massiven Eingriff in ihre elterliche Sorge, der einschneidende Konsequenzen für ihr Leben hat. Sie betrachtet den staatlichen Eingriff als eine Überreaktion. Aus der Sicht der betroffenen Mutter lagen nicht genügend Gründe für den Entscheid eines Obhutsentzugs vor. Sie fühlte sich unverstanden und in ihren Rechten als Mutter verletzt. In der Darstellung beschreibt sie, dass sie eine Ungleichbehandlung seitens der Schule beim Zuspätkommen ihres Sohnes beobachtet. Das begründet sie im Kontext ihrer Stellung als alleinerziehender Migrantin lateinamerikanischer Herkunft und deutet es als Diskriminierungshandlung. Die Zweifel an ihrer Erziehungsfähigkeit sowie die Ankündigung einer Fremdplatzierung ihres Kindes lösten in ihr Gefühle der Ausweglosigkeit und Verzweiflung aus. Sie war zutiefst erschrocken und traurig über die verhängnisvollen Ereignisse; dies in einem bereits labilen psychischen Zustand. Bis auf eine Freundin gab es niemanden, der ihr in dieser aufwühlenden Zeit zur Seite stand. Amalia Torres war erneut auf sich alleine gestellt – genau in einer krisenhaften Situation, in der sie dringend Unterstützung gebraucht hätte. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie unter einem Druck und in Angst vor einem Obhutsentzug. Druck und Angst machen gerade in existentiell belastenden Situationen auf Dauer krank bzw. tragen zusätzlich zu einer bestehenden psychischen Erkrankung markant bei.

Als die Behörden den gefällten Entscheid eines Obhutsentzugs umzusetzen und ihren Sohn in einem Heim unterzubringen beabsichtigten, damit er mehr Alltagsstruktur erfährt, wie Amalia Torres sagt, schritt ihr Ex-Mann ein, der inzwischen wieder in der Region lebte. Die Biographin expliziert im Nachfrageteil, den Vater der gemeinsamen Kinder um Hilfe gebeten zu haben. Er holte beide Kinder zu sich und seiner neuen Familie. Er scheint sich zu diesem Zeitpunkt seiner Verantwortung und Verpflichtung als Vater gegenüber seinen Kindern bewusst geworden zu sein. Infolge der als übermächtig erlebten Ereignisse erfuhr sich Amalia Torres als unfähig zu handeln. Vielmehr sah sie sich zu diesem Zeitpunkt zu einem nur reaktiven Verhalten in der Lage. Überfordert und überrannt von der weittragenden Verkettung der Ereignisse, so scheint es, willigte die Biographin in die Entscheidung ihres Ex-Mannes ein. Zum einen wollte sie vermeiden, dass sich ihr Sohn durch die Unterbringung in ein Heim abgewiesen und ungerecht behandelt fühlt. Zum anderen wollte sie verhindern, dass die Geschwister getrennt voneinander aufwachsen. Der Wegzug der Kinder zu ihrem Ex-Mann erwies sich gleichwohl als ein extrem leidvoller Punkt in ihrem Leben. Obwohl sie sich mit der Entscheidung einverstanden zeigte, bis sie „ihr Leben wieder in den Griff bekommt“, wie sie an anderer Stelle meint, setzte ihr die Trennung von ihren Kindern stark zu. Die Biographin und ihr Ex-Mann einigten sich zunächst darauf, dass er sich um die Kinder von Montag bis Freitag kümmert und sie am Wochenende. Als ihr Ex-Mann ihr ankündigte, ihr Besuchsrecht nur auf jedes zweite Wochenende zu beschränken, schien sie diesen Entschluss nur schwer zu verkraften, wie sie durch die Formulierung „Das hat mich noch mehr kaputt gemacht“ ausdrückt. Hier wird sichtbar, dass sie als Reaktion auf diese unerträgliche Situation in ihrer Lebensorientierung mutloser wurde. An einer anderen Stelle interpretiert Amalia Torres die Entscheidung ihres Ex-Mannes als „Racheakt an mich, um es mir heimzuzahlen“. Sie verortet seinen Beschluss in einem Zusammenhang mit seinen gekränkten Gefühlen nach der von ihr eingeleiteten Trennung.

Die anhaltende Nachwirkung dieses Erlebnisses als kritisches Lebensereignis ist an der Ausdrucksweise „Für mich waren alle meine Bemühungen, alles wofür ich gekämpft habe, einfach weg“ und „Das tut mir immer noch weh“ in den beiden letzten Zeilen dieser Sequenz erkennbar. Sie sagt zwar nicht explizit, um welche Bemühungen es sich dabei handelt und wofür sie gekämpft hatte. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie von ihrer schwierigen Lebenssituation als Migrantin in der Schweiz spricht. Der Schmerz der Trennung von ihren Kindern sowie der Verlust eines gemeinsamen Alltagslebens mit ihnen scheint heute noch aktuell und vor allem unverarbeitet zu sein. Diese Erfahrung macht ihren Gefühlsausbruch während des zweiten Interviews am Geburtstag ihres Sohnes nachvollziehbar. Es stellt sich hier die Frage, ob Amalia Torres andere Möglichkeiten ausser dem Getrenntleben von ihren Kindern in Betracht zog. Eine Rückkehr nach Venezuela, gemeinsam mit ihren beiden Kindern, war keine denkbare Alternative. Ohne eine Einwilligung des Vaters – und es ist anzunehmen, dass er keine erteilt hätte – wäre es einer Kindesentführung gleichgekommen. Ausserdem vermute ich, dass Amalia Torres ihre Kinder, die in der Schweiz aufgewachsen sind, nicht aus ihrem gewohnten sozialen Umfeld reißen wollte. Sie scheint also keine andere Lösung gesehen zu haben, als ihre Kinder ihrem Ex-Mann zu überlassen.

Bearbeitungsstrategien im Umgang mit der Depression

Im Rahmen ihrer Erkrankung an einer Depression tritt erneut eine emotionale Krise auf. Diese weist einen bedrohlichen Charakter auf, weil sie mit einer vorübergehenden eingeschränkten Handlungsfähigkeit einhergeht. Im weiteren biographischen Verlauf wird sichtbar, wie Amalia Torres zunehmend das Gefühl entwickelt, die Kontrolle und Eigeninitiative über ihren Alltag und ihr Leben zu verlieren. Ihre Lebenssituation entstabilisiert sich und die Alltagsprobleme nehmen zu. In der Erzählung der Biographin wird eine weitere Verlaufskurve deutlich, die eine schwere Leidensgeschichte veranschaulicht, als sie sich mit zittriger Stimme an eine Schlüsselsituation erinnert:

„Das war ekelhaft (...). Ich kann kaum darüber reden, weil ich sonst anfangen zu weinen. Es war ganz schlimm (...). Ich arbeitete damals als Hostess im Bereich Promotion in grossen Einkaufszentren. Immer wenn ich kleine Kinder sah, musste ich mich verstecken und weinen. Ich war immer am Weinen und (...) am Trinken. Es war ekelhaft (...), ekelhaft (...). Es war so schmerzhaft, als man mir die Kinder wegnahm (...). Weisst du, wir sind Latinos. In Lateinamerika gehören die Kinder zur Mutter, das ist so, und als die Kinder nicht mehr bei mir waren, wusste ich nicht mehr, was ich zu tun hatte (...). Dabei fühlte ich mich leer und (...) kaputt (...). Und (...) dann war das für mich einfach sehr (...) Für mich war alles einfach (...) schwierig, ganz schwierig zu verarbeiten, das hat mich monatelang (...). Damals war ich wirklich, wirklich, wirklich, wirklich (...) Da war ich am Boden zerstört (...). Ich ging auf Partys und habe viel getrunken, sehr viel (...). Hätte man mir gesagt ‚spring‘, dann wäre ich gesprungen. Ich hätte alles gemacht. Sogar Drogen habe ich in dieser Zeit genommen (...), weil (...) mein Leben hatte keinen Wert mehr (...) irgendwie (...). Da hatte ich eine Depression (...). Ich würde sagen eine leichte Depression, weil ich nicht sterben wollte. Ich weiss nicht, es ist schwierig, aber wenn du Kinder hast, willst du nicht sterben, du musst für deine Kinder leben, am Leben bleiben, oder? Aber ich hatte keine Lust mehr (...).“

Amalia Torres macht in dieser langen Passage auffällig viele und lange Pausen beim Erzählen. Ferner stechen die zahlreichen abgebrochenen Sätze hervor. Das Zurückdenken sowie das Sprechen über das überwältigende Ereignis, von ihren Kindern getrennt leben zu müssen, rufen bei ihr nach wie vor heftige Gefühle hervor. Ihr Leben veränderte sich nach der Trennung der Kinder drastisch. Sie sagt in dieser Sequenz, dass ihr die Kinder „weggenommen“ wurden, womit sie deutlich ihren Unmut und ihre Nicht-Akzeptanz äussert. Daraus erschliesst sich, dass sie sich bis heute nicht mit den lebens- und alltagsverändernden wie auch handlungsmachtraubenden Ereignissen als gegenwärtigen Bestandteil ihres Lebens abfinden kann. Die Biographin empfindet die schwerwiegende Trennung von ihren Kindern nach wie vor als schmerzhaft. Sie hat diese Erfahrung noch nicht überwunden.

Als Reaktion auf das tiefgehende Leiden konstatiert die Biographin, dass sie seit dem Zeitpunkt des Getrenntseins von ihren Kindern „immer am Weinen“ war. Mit der Formulierung, dass sie „kaputt“ und „am Boden zerstört“ war, verweist sie darauf, zum damaligen Zeitpunkt die Sinnhaftigkeit eines Lebens ohne ihre Kinder grundsätzlich in Frage gestellt zu haben. Das seelische Leid, das durch die Trennung von ihren Kindern verursacht und sie vulnerabler macht, begünstigte die rapide Verschlechterung ihres psychischen Zustandes, was sich in der Darstellung der zahlreichen Wiederholungen der Begriffe „wirklich“ und „ekelhaft“ niederschlägt. Der Satzabbruch beim Sprechen über die Dauer dieser Phase dürfte die Intensität der unerträglichen und kaum aushaltbaren Gefühle zum Ausdruck bringen. Zu diesem Zeitpunkt scheint Amalia Torres Lebensgeschichte von doppelten Trennungserfahrungen geprägt gewesen zu sein: von ihren Kindern, also von einer äusseren Trennung, sowie von einem inneren Getrenntsein ihrer eigenen Gefühle.

Sie schildert eine emotionale Orientierungslosigkeit während dieser biographischen Lebensphase. Amalia Torres sah nach den überwältigenden Ereignissen keine richtige Zukunftsperspektive mehr und neigte zur Resignation. Sie schien ihr Vertrauen zu ihren Mitmenschen und insbesondere zu sich selbst verloren zu haben. So traten zu diesem Zeitpunkt starke Stimmungsschwankungen und Sinnverluste auf. Die Trennungserfahrung von ihren beiden Kindern hatte bei der Biographin kaum verhüllbare Selbstvorwürfe hervorgerufen. Sie wurde von Schuldgefühlen geplagt und von Versagensgefühlen in der Erfüllung ihrer Aufgaben als Mutter beherrscht. Dies drückt sich in der Formulierung „In Lateinamerika gehören die Kinder zur Mutter“ aus.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Biographin den Eindruck, dass ihr Leben sinnlos geworden sei. Ihrer heutigen Beschreibung nach hatte damals ihr Leben „keinen Wert mehr“. In dieser belastenden Lebensphase verlor Amalia Torres zunehmend die Selbststeuerung über ihr Leben, was mit einem niedrigen Selbstwertgefühl einherging. Dies ist in der Ausdrucksweise „Hätte man mir gesagt ‚spring‘, dann wäre ich gesprungen“ dokumentiert. Sie versuchte ihre Gefühle der Wertlosigkeit, Mutlosigkeit und des sich Ausgeliefertseins nach dem Getrenntwerden von ihren Kindern durch Partybesuche abzulenken. In dieser Lebenssituation begann sie, im Alkohol- und Drogenkonsum Erleichterung zu finden. Unklar ist, um welche Drogen es sich handelte. Eine mögliche Lesart für das Trinken und den Drogenkonsum wäre, dass es sich um einen Mechanismus handelt, um mit Hoffnungslosigkeit, Schuldgefühlen und Einsamkeit fertig zu werden. Zusätzlich nahm sie während dieser Phase stark an Gewicht ab, wie sie an anderer Stelle ausführt. Sie entwickelte Strategien der Vermeidung, Umgehung und

Nichtkonfrontation, die mit einer Flucht aus der als unerträglich erfahrenen Lebenssituation einhergehen. Alkohol und Drogen nehmen die Funktion einer Sedierung des seelischen Leids ein. Die Einnahme dieser Substanzen verdeutlicht eindrücklich ihr Bedürfnis, Abstand von ihren Problemen zu nehmen sowie den Versuch, ihren inneren Schmerz nicht spüren zu müssen. Dieses Stadium geht mit dem anhaltenden Gefühl der inneren Leere einher, das alle anderen Empfindungen überdeckt. Amalia Torres beschreibt ihre Erfahrung der Depression mit dem Bild der Gefühllosigkeit, das die Fähigkeit zum Erleben von Freude oder Traurigkeit erlöschen lässt. Das entspricht einem charakteristischen Symptom einer Depression. Die Biographin diagnostiziert sich selbst und spricht von einer leichten Depression. Dies geschieht auf der Grundlage, keine Suizidgedanken gehegt zu haben, um für ihre Kinder weiterhin da zu sein und um ihnen kein weiteres Leid zuzufügen. Daraus lässt sich schliessen, dass ihre Kinder der stärkste Grund waren, am Leben zu bleiben. Gleichzeitig scheint sie während dieser akuten Krankheitsphase eine Sinnleere erfahren sowie ihren Lebenswillen eingebüsst zu haben, wie die Aussage „Aber ich hatte keine Lust mehr“ vermuten lässt.

(Zu-)Flucht in eine neue Partnerschaft

Amalia Torres ging in diesem Zeitraum eine neue Beziehung mit einem Schweizer Mann ein. Diese hielt nicht. Kennengelernt hatte sie ihn, als er ihr ein Zimmer in seiner Wohnung vermietete, da sie im Alter von 35 Jahren wohnungslos war. Über die Umstände, die zur Wohnungslosigkeit führen, und die Dauer erfahren wir nichts. Das Auslassen dieses zentralen biographischen Erlebnisses im Interview finde ich auffallend, so dass zu fragen ist, ob sie aus Scham- und Schuldgefühlen über Mietschulden ihr prekäres Wohnverhältnis nicht näher ausführt. Vermutlich steht der Wohnungsverlust der plötzlich alleinstehenden Frau mit Migrationshintergrund im Zusammenhang mit der Armut, mit der sie bereits vor ihrer Wohnungslosigkeit konfrontiert ist. Diese Phase beschreibt sie mit emotionaler Distanz wie folgt:

„Ich dachte, dass dieser Mann mir eine Stabilität anbieten könnte, eine Familie (...). Ich fühlte mich so einsam, ich sah keine Zukunftsperspektiven, daher dachte ich, er sei mein Retter in der Not (lacht). Es war eine ganz schlechte Entscheidung (...) und er tat mir nicht gut.“

Die Biographieträgerin präsentiert sich als Frau, die sich zum damaligen Zeitpunkt innerhalb einer neuen Beziehung Stabilität, Schutz und Geborgenheit suchte. Nach dem Auszug der beiden Kinder sehnte sie sich nach familiärer Zugehörigkeit, im Sinne einer Ersatzfamilie. Ihre Bedürftigkeit wird hier deutlich sichtbar. Sie veranschaulicht in dieser Textstelle das sie übermächtig vereinnahmende Gefühl der Einsamkeit, das sie nicht nur seit ihrer Migration in die Schweiz und während ihrer Ehe verspürte, sondern zusätzlich und insbesondere seit dem Getrenntleben von ihren Kindern fühlte. Um dem seelischen Schmerz der Einsamkeit zu entgehen, scheint sie sich auf eine neue Partnerschaft einzulassen. Amalia Torres konnte sich zu diesem Zeitpunkt keine zuversichtliche Zukunft entwerfen – ohne ihre Kinder konnte sie sich kein sinn erfülltes Leben vorstellen. In dieser Sequenz wird der Eindruck erweckt, dass sie an die Beziehung zu diesem Mann die Hoffnung koppelte, zu einer neuen Orientierung in ihrem Leben zu gelangen. Durch die Partnerschaft, so erzählt sie, sah sie neue Optionen für eine mögliche Zukunft, in der sie ihre Kinder wieder bei sich aufnehmen

und ihnen ein sicheres Zuhause hätte anbieten können. Es scheint so, als habe sie sich nicht nur aus emotionalen Gründen, sondern auch infolge praktischer Reflexion auf diese Partnerschaft eingelassen. Die Biographin präsentiert sich als Frau, die sich einen zuverlässigen und vertrauensvollen Partner – „Retter in der Not“ wie sie ihn nennt – ersehnte, der ihr in ihrem Zustand der Perspektivlosigkeit einen Halt gibt und sie von ihrem Leid „erlöst“. Beim Erzählen über diese Vorstellung, ihr Freund könnte die Funktion eines „Rettungsankers“ in ihrem Leben einnehmen, lacht sie. Das Lachen könnte Ausdruck für Verachtung oder eine Abwehrstrategie gegenüber dieser unerfreulichen Beziehungserfahrung sein. Die Biographin evaluiert dieses Erlebnis als „ganz schlecht“, was auf ihr Leiden innerhalb einer binationalen Beziehung verweist. Diese Partnerschaft mündete nun in einer weiteren Enttäuschung. Sie berichtet, dass ihr damaliger Freund vor ihr noch nie eine Beziehung zu einer „Ausländerin“ hatte. Als die Beziehung in die Brüche zu gehen drohte, konfrontierte er sie mit stigmatisierenden Stereotypen über die materiellen Interessen lateinamerikanischer Frauen. Sie widersetzt sich energisch dieser Anschuldigung und sagt dazu:

„Nur weil ich mich in einer finanziellen schwierigen Situation befinde, heisst das nicht, dass ich von einem Mann profitieren will“.

Erneut musste sich die Biographin innerhalb einer binationalen Partnerschaft mit ethnischen Zuschreibungen als Migrantin auseinandersetzen. Wahrscheinlich wurde Amalia Torres als Migrantin aus Lateinamerika oft mit Anschuldigungen und Vorurteilen dieser Art konfrontiert. Dazu gehört die stereotype Vorstellung, nur aus Profit und wirtschaftlichen Überlegungen heraus eine Beziehung mit einem Schweizer eingehen zu wollen.

Die Wende: Biographische Arbeit²¹

Nach einiger Zeit wurden die Beziehungsprobleme unüberbrückbar. Sie schildert diese Phase wie folgt:

„Eines Tages dachte ich, warum bin ich dieser Mensch geworden? Ich bin doch eine Tochter Gottes. Ich verdiene nicht dieses Leben und so verliess ich diesen Mann.“

Hier deutet sich erneut eine Wende in Amalia Torres Leben an, die bis zur Gegenwart anhält. Sie scheint die Depression zum Anlass zu nehmen, die bisherige Lebenshaltung zu überdenken und ihr Leben neu ausrichten zu wollen. „Warum bin ich dieser Mensch geworden“, fragt sie und verweist damit auf ihren Versuch Handlungsautonomie und Selbstständigkeit zurückzugewinnen. Die Biographin scheint in dieser Lebensphase viel Neues über sich zu lernen. Es ist, als hätte Amalia Torres in der rückblickenden Bilanzierung ihres Lebens und der bisher stattgefundenen Entwicklung erkannt, dass sie nicht „gerettet“ werden könne, sondern dass sie selbst für ihr Leben und ihre Gefühle eigenverantwortlich ist. Sie scheint gespürt zu haben, was ihr nicht gut tut, und erkannte für sich, in ihrem Leben etwas ändern zu müssen. Es entsteht

21 Der Begriff „biographische Arbeit“ wird in Anlehnung an Corbin und Strauss genutzt und bezieht sich auf die Arbeit, die notwendig wird, um die Krankheit in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren (2010: 19).

der Eindruck, als beginne Amalia Torres ihre biographischen Erfahrungen zu verarbeiten. Diese Phase löste offenbar einen Stabilisierungsprozess aus, der die Biographin veranlasste erneut Hilfe in Anspruch zu nehmen, wie wir im weiteren Verlauf des Interviews sehen werden. Amalia Torres sah sich in der Lage, neue Zukunftspläne zu formulieren.

Es folgte ein endgültiges Auseinanderbrechen der problematischen Partnerbeziehung. In der von Aufbruch gekennzeichneten Lebenssituation bekommt der biographische Entwurf der Trennung eine zentrale Bedeutung. Durch die Trennung von ihrem Freund umgeht sie letztlich die Gefahr, von einer finanziellen Abhängigkeit zur nächsten zu wechseln. Diese Trennungsentscheidung erweist sich als eine positive Erfahrung für die Biographin, die mit einer neuen Haltung zu sich selber einhergeht. Das belegt die Aussage „ich verdiene nicht dieses Leben“. Sie präsentiert sich als eine Frau, die ihren Selbstwert wieder zu entdecken scheint. Ein Selbstwertgefühl, das im Zusammenhang mit gesellschaftlicher und familialer Abwertung und Ablehnung erheblich gemindert wurde. Motiviert, ihrem Leben neue Perspektiven zu geben, scheint sie auf ihre persönlichen Ressourcen zurückzugreifen und aus eigener Initiative eine Krise zu überwinden. Als spezifische Ressource könnte ihre Fähigkeit verstanden werden, selber zu merken, was sie braucht und was ihr gut tun würde. Wie wir sehen werden, wird sie sich erneut aktiv Unterstützung einholen. Sie erkannte in der psychischen Erkrankung auch die Chance, dass sich in ihrem Leben etwas ändern muss. Ihr Weg durch die Depression geht mit einem Wandlungsprozess²² einher. Im Zuge des Wandlungsprozesses entfaltete sich ein kreatives Potential, das dazu führte, neue Fähigkeiten im Umgang mit Problemen zu entwickeln. Somit durchbrach Amalia Torres die Verlaufskurve, sie entwickelte einen neuen biographischen Entwurf, und es gelang ihr, sich für verschiedene Arbeiten zu bewerben. Die Biographin musste sehr viel Kraft aufbringen, um ihre berufliche Situation dahingehend zu verändern, ihren Lebensunterhalt selbstständig bestreiten zu können. Es gelang ihr jedoch, die Phase der Arbeitslosigkeit zu überwinden. Sie fand im Niedriglohnsektor Zugang zum Arbeitsmarkt. Zu dieser Zeit ging sie fünf verschiedenen Beschäftigungen – „Minijobs“, wie sie sagt – gleichzeitig nach. Diese beruflichen Tätigkeiten, wie etwa die Reinigungstätigkeit, entsprachen weder ihren Vorstellungen noch ihren schulischen und beruflichen Kompetenzen. Sie nahm jedoch die Dequalifikation in Kauf und fand sich mit diversen unqualifizierten Stellen ab, da diese ihr eine ökonomische Stabilität, Sicherheit und Unabhängigkeit ermöglichten. Erkennbar ist, dass sie infolge ihrer materiellen Not ihre Haltung gegenüber Putztätigkeiten änderte, die sie in der Anfangszeit der Migration als eine harsche Abwertung empfand. Hier wird erneut ihre Handlungsfähigkeit sichtbar, die sie selbst in schwierigen Lebenssituationen aufbringen kann. Sie verfügt immer wieder über die Energie, Handlungsstrategien zu entwickeln und ihr Leben aktiv zu gestalten. Der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt war einerseits ein Erfolgserlebnis für sie, der ihr Selbstvertrauen stärkte und ihr Selbstwertgefühl erhöhte. Andererseits bedeutete die Erwerbsarbeit gleichzeitig eine Teilhabe an der Gesellschaft. Durch vermehrten sozialen Kontakt durchbrach sie letztlich ihre soziale Isolierung.

Die Biographin entwickelte in diesem Prozess neue Perspektiven auf ihr Leben. Es gelang Amalia Torres durch die ökonomische Autonomie ihre Gefühle der sozialen

22 Siehe Kapitel 3 zum Konzept des Wandlungsprozesses Schütze (1981, 1984, 1994, 2001, 2006).

Minderwertigkeit und der sozialen Scham abzulegen, die sie seit der Unterstützung durch die Sozialhilfe begleiteten. Die Biographin zog aus der gemeinsamen Wohnung des Partners aus, nachdem sie eine eigene gefunden hatte, in der sie nach wie vor lebt. Amalia Torres gelang es, die Verlaufskurve zu durchbrechen und die Phase der finanziellen Unsicherheit zu überwinden. Die neue Lebenssituation scheint mit einer Zufriedenheit einherzugehen. Hier wird ihr Versuch der Wiederherstellung einer biographischen Kontinuität durch neue sinnstiftende Erfahrungen erkennbar.

Zum Zeitpunkt des ersten Interviews im Jahr 2013 ist die Biographin in einer neu- verbindlichen Beziehung, lebt jedoch in getrennten Wohnungen. Ihr Partner ist wieder Schweizer Herkunft. Die Beziehung zu ihm stellt sie als positiv dar. Nach zwei gescheiterten Beziehungen sucht sie in ihm einen Partner, mit dem eine glückliche und gleichberechtigte Beziehung möglich ist. Ihre Vorstellung vom emanzipierten Schweizer Mann hat sie offenkundig nicht verloren. Anderthalb Jahre später im Alter von mittlerweile 40 Jahren befindet sich die Biographin zum Zeitpunkt des zweiten Interviews nicht mehr in einer Beziehung und meint dazu resolut: „Ich bin jetzt alleine und geniesse es sehr, alleine zu sein“. In diesem Kommentar zeigt sich ihre Haltung, dass es ihr auch ohne Partnerschaft gut gelingt, zufrieden zu sein. Sie präsentiert sich hier als emotional und finanziell unabhängige Frau, die nicht auf einen Mann angewiesen ist.

Unterstützungshilfen im Umgang mit einer Depression

Im weiteren Verlauf des Interviews gibt Amalia Torres an, sich wieder gesund zu fühlen. Ich frage sie, was ihr im Umgang mit der Depression geholfen hat. Sie macht eine längere Pause, und anschliessend antwortet sie mir, dass ihr der Glaube, aber auch die Zeit, sehr geholfen haben. Anschliessend präzisiert sie ihre Aussage und schildert ausführlich, welche relevante Erfahrung der Glaube sowie die Glaubensgemeinschaft in der Krankheitsverarbeitung einnimmt und so ihren Zustand verbessert. Die folgende Passage illustriert ihre individuelle Bewältigungsform:

„Ich ging zu einer evangelischen Gruppe. Wir sind alle katholisch in Lateinamerika, aber in der Schweiz ging ich zur Christlich-Evangelischen Kirche, da die Katholische Kirche in der Schweiz anders ist als in Lateinamerika. Aufgrund unserer Einsamkeit können wir uns in der Kirche zusammenfinden, denn (...) ich war sehr verzweifelt. Ich brauchte irgendeine Erleichterung (...). Und dort konnte ich mit den Menschen reden. Sie hörten mir zu (...). Dabei konnte ich feststellen, dass der Glaube ein guter Weg ist, um die Emotionen zu kontrollieren, weil eine Depression für mich einfach unkontrollierte Emotionen sind. Wenn man nicht mit den schlechten Gefühlen umgehen kann, erkrankt man an einer Depression. Daher versuche ich immer meine Emotionen zu kontrollieren, das heisst die Emotionen nicht zu unterdrücken, sondern zu kanalisieren.“

Die Biographin verdeutlicht hier, dass sie eine individuelle Selbsthilfe im Umgang mit einer Depression praktiziert. Auf der Suche nach Heilung für ihr seelisches Leiden – Amalia Torres nennt es „Erleichterung“ – werden in dieser Sequenz die sozialen Aspekte der Glaubensgemeinschaft sichtbar. Nach einem durch Substanzgebrauch, Verdrängung und Selbstablenkung vermeidenden Bewältigungsverhalten findet sie im Glauben die Kraft, das Be- und Verarbeiten ihrer psychischen Erkrankung aktiv anzugehen. Obwohl sie sich als Katholikin sieht, wendet sie sich der Christlich-Evan-

gelischen Kirche zu. Aus ihrer Perspektive erfährt sie die Katholische Kirche in der Schweiz anders als in ihrem Herkunftsland. Inwieweit sich diese unterscheiden, wird nicht erklärt. Im Nachfrageteil verneinte Amalia Torres meine Frage, ob sie sich möglicherweise auf eine Freikirche bezog. Ich gehe also davon aus, dass sich die protestantische Kirche in der Stadt, in der sie lebt, stark um die Anliegen der Migrationsbevölkerung engagierte. Der Glaube sowie die neuen regelmässigen sozialen Kontakte werden zum damaligen Zeitpunkt ihres Lebens, das von Verzweiflung geprägt ist, zu einer bedeutsamen Stütze in der Bewältigung ihrer schmerzhaften Erfahrungen und im Umgang mit ihren widrigen Lebensumständen. Insofern stellen die regelmässigen Treffen mit den Mitgliedern der Kirchengemeinde eine aktive Selbsthilfe dar. Im Weiteren fühlt sie sich in der Glaubensgemeinschaft aufgehoben und als Mensch angenommen, wie sie zuvor bereits in einer anderen Interviewstelle beschrieben hat. In der lebensgeschichtlichen Erzählung von Amalia Torres zeigt sich durchgängig das biographische Migrationsthema der Einsamkeit, das sie je nach Lebensphase unterschiedlich bewältigt. Durch die Verwendung der Pluralform „aufgrund unserer Einsamkeit“ verdeutlicht die Biographin hier, dass sie in der religiösen Gemeinschaft mit anderen Menschen in Kontakt kam, die ebenfalls unterschiedliche Leidenserfahrungen durchlebten und sich durch das vorherrschende Gefühl der Einsamkeit verbunden fühlten. In der Gruppe konnte nun das Leiden geteilt werden. In ihrem bisherigen Leben in der Schweiz kristallisierte sich das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit zum gesellschaftlichen wie auch persönlichen Kontext aufgrund ihres Migrationshintergrunds heraus. In der Christlich-Evangelischen Kirche erlebte sie das Gefühl einer sozialen „Wir-Gemeinschaft“, das sie in der aufnehmenden Gesellschaft vermisste. Die sozialen Kontakte zu Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft sowie die kirchliche Eingebundenheit fungieren nun als Sinnquelle von hoher Relevanz in ihrer Lebenssituation als Betroffene einer Depression.

Das Mittel zum Verarbeiten ihrer Erkrankung sieht die Biographin also in der gegenseitigen Unterstützung einer sozialen Gemeinschaft, deren positive Wirkung ihr Wohlergehen zu beeinflussen scheint. Ihr Wunsch nach Zugehörigkeit scheint sich nun im Rahmen der Glaubensgemeinschaft zu erfüllen. Es wird deutlich, dass sie als Migrantin in der religiösen Gemeinschaft einen emotionalen, spirituellen und sozialen Halt findet. Die erfahrene Wertschätzung innerhalb der kirchlichen Gemeinde kann offenbar zur Lösung ihrer Problematik beitragen. In der Krankheitsbearbeitung ist es Amalia Torres ein Bedürfnis, ihre Sorgen und Ängste thematisieren zu können und sich verstanden zu fühlen, ein zentrales Merkmal, das sie mit der Äusserung „Und dort konnte ich mit den Menschen reden. Sie hörten mir zu“ ausdrückt. Insofern erweist sich die protestantische Kirchengemeinschaft als Ort für die Bearbeitung ihres seelischen und sozialen Leidens.

Ein weiterer positiver Aspekt ist auch, dass die Zuwendung zu Gott Amalia Torres die Möglichkeit bietet, mit ihren Gefühlen der Macht- und Sinnlosigkeit umzugehen. Hier erkennt sie, dass sie sich mit ihren Gefühlen aktiv auseinandersetzen muss, um nicht mehr von ihnen überwältigt zu werden. Durch eine bewusste Selbstreflexion und Verarbeitung ihres Erleidensprozesses versucht sie, sich nicht mehr von ihren Gefühlen beherrscht zu fühlen. Die Ausdrucksweise, ihre Gefühle „kontrollieren“ zu wollen, könnte darauf hindeuten, dass sie während ihres Leidensdruckes immer wieder das Gefühl der Unkontrollierbarkeit über ihren Lebensentwurf erfährt. Die Biographin zeigt sich als aktiv Handelnde, die sich trotz psychischer Erkrankung aus

einer Handlungsunfähigkeit zu lösen versucht. Insgesamt präsentiert sich Amalia Torres als eine Frau, die nicht in ihren Erleidenserfahrungen verharret, sondern eine eigene Bewältigungsstrategie in Gang setzt. Sie glaubt, sich bewusst mit ihrer eigenen Geschichte und den damit verbundenen Gefühlen auseinanderzusetzen, für ihre individuelle Bewältigung zentral war. In ihrer Selbstpräsentation kennzeichnet somit das Hinwenden zum Glauben einen Wandlungsprozess in ihrer Lebensgeschichte und es weist zudem einen Weg aus der Depression heraus. In der Geborgenheit sowie im Gefühl der sozialen Akzeptanz durch die kirchliche Gemeinschaft lernt Amalia Torres offen über ihre Sorgen und Belastungen und die damit gekoppelten Emotionen zu sprechen, wie auch diese anzunehmen. In ihrer emotionalen Not findet sie in der Kirchengemeinde Verständnis, Wertschätzung und Unterstützung. Insofern sind der Glaube im Leben von Amalia Torres sowie gute Gespräche mit verständnisvollen Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft hilfreiche Bewältigungsstrategien im Umgang mit der psychischen Erkrankung.

Zusammenfassend lassen sich im Bewältigungsverhalten der an Depression erkrankten Biographin zwei sich abwechselnde Bewältigungsstile beobachten. Zum einen ist zu Beginn der Erkrankung ein aktiv-anpackender Bewältigungsstil beobachtbar, indem sie Fachpersonen aufsucht. Im weiteren Verlauf der Erkrankung wird ein reaktiv-verleugnender Bewältigungsstil erkennbar, der sich in einem durch Vermeidung und Abwehr gekennzeichneten Verhalten manifestiert. Schliesslich tritt mit dem regelmässigen Besuch der Gottesdienste und dem Austausch mit anderen Mitgliedern der Glaubensgemeinde erneut eine aktive Bewältigungsstrategie zutage.

Lernprozesse und subjektive Bedeutung einer Depression

Als ich Amalia Torres bitte, mir zu erzählen, welche Bedeutung sie der Depression zuschreibt, legt sie eine kurze Überlegungspause ein. Auf der Basis der biographisch-selbstreflexiven Auseinandersetzung mit der psychischen Erkrankung geht die Biographin im Kontext der gelingenden Depressionsbewältigung zunächst auf einen für sie bedeutsamen Lernprozess ein:

„Bei dieser Depression musste ich ganz tief, ganz unten sein, um dann wieder aufstehen zu können. Aber ich musste das selber erkennen (...). Immer wenn du wieder aufsteht, wirst du weniger oft hinfallen, denn du lernst aufzustehen und besser zu gehen, wie kleine Kinder (...). Wir stolpern, fallen hin. Aber immer wenn wir wieder aufrechtstehen, besteht die Möglichkeit besser zu sehen, und so können wir den Weg besser gehen. Ohne die Depression hätte ich das nicht erkannt.“

Aus dem Zitat wird deutlich, dass es der Biographin gelingt, retrospektiv die Depressionserfahrung in das grössere Ganze ihres persönlichen Lebens sinnhaft einzuordnen. Amalia Torres dokumentiert hier einen Lernprozess und die daraus resultierende subjektive Einsicht, dass die Depression eine Chance zu einer Weiterentwicklung bietet, die mit persönlichem Wachsen und Reifen einhergeht. Die biographische Selbstreflexion und die eigentheoretische Erklärung der Depression eröffnen Amalia Torres neue Perspektiven. Sie anerkennt offenbar die Depression als einen Bestandteil ihres Lebens und bettet diese sinnstiftend in ihre Biographie ein. Sie sieht in ihrer Depressionserfahrung letztlich lehrreiche Aspekte für ihren Lebensweg und versucht, sie in einen grösseren Zusammenhang zu stellen. Insgesamt gelingt es ihr, signifikan-

te Sinnquellen mit biographischer Relevanz aus der Erkrankung an einer Depression herzuleiten.

Amalia Torres Depressionserkrankung scheint einen Prozess der aktiven Suche nach einer Bedeutung für ihr Kranksein auszulösen. Während sie sich mit der Frage nach der Bedeutung einer Depression auseinandersetzt, gelangt Amalia Torres im Nachfrageteil des Interviews zu folgender Erkenntnis:

„De-Pression ist im Wort schon enthalten, nämlich, dass du einen grossen Druck hast. Du versuchst diesen Druck zu lösen. Du willst diesen Druck loswerden. Manche Menschen können nichts mehr machen, weil sie erschöpft sind und tun nichts mehr. Dann fallen sie in eine tiefe Traurigkeit. Diese tiefe Traurigkeit, in der ich mich befand (...) Mit der Zeit war ich froh am Leben zu sein, dass ich ein Leben noch hatte, denn viele Menschen nehmen sich in diesem Zustand das Leben.“

Hier wird im Versuch einer Sinngebung für die Depressionserkrankung eine weitere Art der Bewältigung erkennbar. Es wird deutlich, dass eine Bearbeitung in Gang gesetzt worden ist. Aus dieser Textsequenz geht der ständige existentielle Druck hervor, den Amalia Torres in dieser Zeit aushalten musste. Während einer schwierigen Lebenssituation funktionieren zu müssen, scheint sie zu überfordern und zu erdrücken. Gleichzeitig lässt sich hier auch der gesellschaftliche Druck ablesen, den hohen äusseren Anforderungen standhalten zu müssen. Ich gehe davon aus, dass hiermit einerseits die steigende und anhaltende Belastung, der sie zum Zeitpunkt als Alleinerziehende in ihrem Leben ausgesetzt war, gemeint ist. Diese Überforderungssituation war mit einer hohen emotionalen Belastung verbunden. Andererseits kann ihre Aussage dahingehend interpretiert werden, dass sie sich selber unter Druck setzt, alle gestellten Aufgaben alleine erfüllen zu müssen.

In ihrer biographischen Bilanzierung bringt Amalia Torres zugleich zum Ausdruck, dass sie nicht mehr in ihrer Erleidensperspektive verharret. Die Depression nennt sie hier „tiefe Traurigkeit“. Sie scheint allerdings nicht länger mit einem verhängnisvollen Schicksal zu hadern, sondern äussert Dankbarkeit, die Depression überwunden zu haben und noch am Leben zu sein. Vor der Kontrastfolie ihres scheinbaren Unvermögens, während der Depression zu agieren, zeigt sie sich in dieser Passage von einer Seite, die nichts mehr mit der vormals erlebten lähmenden Erstarrung gemein hat. Es scheint, dass Amalia Torres nach dem Abklingen der Depression und der Konfrontation mit vielfältigen sozialen, ökonomischen und emotionalen Belastungen und Anforderungen als alleinerziehende Migrantin aus Venezuela die psychische Erkrankung weniger als Zeichen der Schwäche, sondern viel mehr der Stärke sieht. Dabei erweckt sie den Eindruck, das Aushalten einer Depression sowie das Überwinden zahlreicher Widrigkeiten mit einem Erfolgserlebnis zu verbinden, was ihr Selbstvertrauen stärkt.

Subjektive Krankheitstheorie

Auf Nachfrage, worauf Amalia Torres ihre psychische Erkrankung zurückführt, rekonstruiert die Biographin nach einer langen Pause Folgendes:

„Dass ich es hier nicht geschafft habe, was ich erhofft hatte, was ich wollte, was meine Erwartungen waren (...). Ich wollte auch eine Powerfrau, eine alleinerziehende Mutter

mit zwei tollen Kindern sein. Ich habe es aber nicht geschafft (...). Aus meiner Sicht habe ich es nicht geschafft. Ich bin gescheitert und das war sehr, sehr schwer zu verarbeiten.“

Amalia Torres sieht aus emischer Perspektive die Ursache ihrer Erkrankung an einer Depression im Zusammenhang mit der subjektiv erlebten Erfahrung des Scheiterns als Frau und Mutter. In der eigentheoretischen Auseinandersetzung deutet der Vergleich mit der Idealvorstellung einer „Powerfrau“ ebenso auf eine Wahrnehmung des subjektiven Misserfolgs hin. Es wird ersichtlich, dass sie ihren Selbstansprüchen nicht gerecht werden konnte. Das belegt die zuvor formulierte Interpretation des dargestellten Erwartungsdrucks an sich selbst. So entsprach ihr ideales Selbst nicht dem tatsächlichen Selbst, was unweigerlich in eine Enttäuschung über sich selbst mündete. Ihr gelang in dieser Situation nicht, diese enttäuschten Erwartungen zu verarbeiten. Sie verdeutlicht hier ihr Gefühl des Scheiterns beim Versuch, ihren biographischen Entwurf zu verwirklichen. Der ausbleibende Erfolg ihres Migrationsprojektes hatte offensichtlich zur Folge, dass Amalia Torres sich zum damaligen Zeitpunkt als unfähig und allenfalls wertlos empfand. Das Nichterreichen ihrer beruflichen und privaten Ziele wird auf der Folie der biographischen Erfahrungen als Migrantin als tiefe Kränkung verstanden, die das Gefühl der Scham über ihre, von ihr persönlich als solche eingeschätzte, Niederlage hervorrief.

Auffällig an dieser Stelle ist, dass die Biographin die Ursachen für ihre Depression auf das persönliche Versagen beschränkt und andere Erklärungen nicht berücksichtigt. In Amalia Torres' Eigentheorie wird also ihre Annahme deutlich, die Krankheitsursache mit einem Selbstverschulden in Verbindung zu setzen. Sie sucht den Fehler für den Misserfolg bei sich selber. Diese eigentheoretische Perspektive impliziert ein Individualisieren ihres subjektiv gedeuteten Misslingens im beruflichen und familiären Bereich. Sie stellt keinen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und der damit verbundenen Konfrontation mit vielfältigen sozialen, ökonomischen und emotionalen Belastungen und Anforderungen als alleinerziehende Frau aus Venezuela her. Sie fokussiert somit auf die inneren Bedingungen, während sie die strukturellen aussen vor lässt. Obwohl die Biographin eine Benachteiligung bei der Arbeits- und Wohnungssuche als Migrantin wahrnimmt, stellt sie keinen Zusammenhang zwischen der Erkrankung an einer Depression und sozio-strukturellen Hürden her. Gleichwohl ist ihr Leben von sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen, die eine Depression begünstigen, stark beeinflusst. Es zeigt sich hier, dass Amalia Torres die wahrgenommenen Krankheitsursachen der Depression in einem individuellen und nicht in einem gesellschaftlichen Kontext interpretiert.

Die Situation zur Zeit des Interviews

Amalia Torres schildert am Ende der lebensgeschichtlichen Erzählung, dass sie nach den wechselnden Erwerbstätigkeiten der letzten Jahre derzeit in einer Vollzeitanstellung arbeitet. Sie bewertet ihre berufliche Tätigkeit positiv, ungeachtet der Tatsache, dass diese nicht ihrer Qualifikation entspricht. Ihre ursprünglich anvisierten beruflichen Ziele hat sie inzwischen stufenweise zurückgeschraubt. Hier zeigt sich deutlich, dass die Arbeit und die damit einhergehende finanzielle Unabhängigkeit in Amalia Torres' Leben sehr bedeutend sind und ihrem Leben eine sinnstiftende Funktion verleihen. Daher nimmt Amalia Torres einen beruflichen Abstieg in Kauf.

Sie lebt inzwischen in einer Wohngemeinschaft mit einer Freundin, weiterhin am gleichen Wohnort. Sie beschreibt dieses Lebensarrangement als sehr befriedigend. Die Biographin greift erneut das für sie eminent wichtige biographische Thema auf, die Beziehung zu ihrem Sohn und ihrer Tochter, zu denen sie einen emotionalen engen Kontakt hat. Amalia Torres einigte sich mit ihrem Ex-Mann, zu dem sie im Laufe der Jahre wieder eine bessere Beziehung aufbauen konnte, dass die Kinder sie regelmässig alle 14 Tage über das Wochenende besuchen können. Gegenwärtig versucht sie die Trennung von ihren Kindern in einem anderen Licht zu sehen und entwickelt eine neue Perspektive bezüglich des Auszuges der Kinder:

„Heutzutage denke ich ganz anders über meine Situation mit meinen Kindern. Das war eine Möglichkeit für die Kinder und für ihre Zukunft (...). Ich bin heute dankbar, dass mein Ex-Mann (...), dass er die Kinder übernommen hat. Also (...), es tut mir immer noch weh, aber ich bin froh, dass sie mit dem Vater wohnen, weil meine Arbeitssituation (...) Ich habe keine regelmässigen Arbeitszeiten, ich bin fast nie zuhause. Von dem her ist das gut und er ist ja der Vater. Und ich denke, sie könnten nicht woanders besser aufgehoben sein als bei ihrem Vater oder bei mir. Ich kümmere mich auch um meine Kinder, gebe ihnen, was sie brauchen und bezahle Unterhalt usw. (...). Aber das war trotzdem für mich nicht einfach. Und dann (...) um ehrlich zu sein, ich war damals alleine total überfordert mit meinen zwei kleinen Kindern. Diese Zeit war wie ein Albtraum für mich (...). Niemand war da (...). Es sollte eine Anlaufstelle für überforderte Ausländerinnen mit Kindern geben und für alleinerziehende Mütter (lacht).“

Amalia Torres vermittelt hier eine ambivalente Haltung bezüglich des Wegzuges ihrer Kinder zum Vater. Das biographisch höchst relevante Ereignis bewertet sie einerseits positiv, womit es ihr gelingt, das Erlebte sinnhaft einzuordnen. Das Lachen am Ende der Sequenz könnte die Annahme unterstreichen, dass sie rational das Geschehen annimmt und positiv einschätzt; dies zum Wohle der Kinder, die eine Kontinuität brauchen und nicht erneut aus ihrem gewohnten sozialen Umfeld herausgerissen werden sollten. Ferner verweist die Biographin darauf, wie schwierig die Vereinbarkeit eines Berufes mit unregelmässigen Arbeitszeiten und dem Leben mit Kindern für sie ist. Folglich erachtet sie das Leben der Kinder bei ihrem Vater als eine annehmbare Lösung. Gleichzeitig wird hier deutlich, dass die schmerzhafteste Verlustsituation aus der Gegenwartsperspektive nicht unproblematisch ist, auch wenn sie positiv eingerahmt wird. Obwohl die Depression einige Jahre zurückliegt, kämpft sie nicht um den Rückhalt ihrer Kinder, was sie mit ihrer beruflichen Situation begründet. Stattdessen nimmt sie diesen Verlust hin, genauso wie sie eine Akzeptanz für vorangegangene migrationsbedingte Verlusterfahrungen, Trennungen und Depression entwickelt hat. Im Gegensatz zur rationalen Ebene scheint die Biographin auf einer emotionalen Ebene jedoch bis heute die Erfahrung des Verlustes ihrer Kinder nicht vollständig verarbeitet zu haben. Ich habe den Eindruck, dass sie sich mit dieser Lebenssituation abfindet, um sich vor weiteren Enttäuschungen zu schützen. Das Lachen am Ende des letzten Satzes könnte womöglich als Schutzmechanismus vor dem inneren Schmerz fungieren.

Mit der Formulierung „Albtraum“ resümiert sie ihre Gefühle der Unerträglichkeit der damaligen Lebensphase, die mit einer starken Überforderung als alleinerziehende Frau korrelierte. Hierbei scheint Amalia Torres am Ende der lebensgeschichtlichen

Erzählung eine externe Erklärung für die Erkrankung an einer Depression erkennen zu können. Der Schlusssatz „Es sollte eine Anlaufstelle für überforderte Ausländerinnen mit Kindern geben und für alleinerziehende Mütter“ verdeutlicht anhand der biographischen Gesamtsicht das subjektiv empfundene Bedürfnis der Biographin. Aus ihrer Perspektive wäre Unterstützung im Alltag relevant gewesen. Zugleich offenbart diese Textstelle, dass aufgrund fehlenden Wissens ihr der Zugang zu Informations-, Beratungs- und Unterstützungsangeboten, die frauenspezifische Hilfe anbieten, von bereits vorhandenen Organisationen an ihrem Wohnort verwehrt blieb. Insbesondere im Umgang mit Behörden hätte Amalia Torres diese spezifische Unterstützung dringend gebraucht. Hier dokumentiert sich die Relevanz, Informationen über bestehende soziale Einrichtungen, die alleinerziehende Frauen Hilfe- und Beratungsleistungen anbieten, verstärkt auch innerhalb der Migrationsbevölkerung zu verbreiten.

5.5 Zusammenfassung

Amalia Torres ist eine Frau afro-venezolanischer Herkunft, deren Lebensgeschichte weitgehend von der Sehnsucht nach einer Familie und nach Zugehörigkeit charakterisiert ist. Ihre Migrationsentscheidung ist im Wunsch nach der Aufrechterhaltung ihrer Beziehung und Familieneinheit sowie nach Sicherheit begründet. Mit der Migration versucht sie, ihre Vorstellung einer egalitären Ehe zu erfüllen. Ihre Biographie in der Schweiz ist von Enttäuschungen, gesellschaftlichen Ausschluss- und Abwertungserfahrungen, Armut, Rassismus sowie von Brüchen und Krisen geprägt. Im Weiteren kommen die unerfüllten Erwartungen hinzu, die sie an das neue Leben in einem neuen kulturellen Umfeld geknüpft hat. Amalia Torres' Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann ändert sich nach der Migration. Die Anfangszeit des Sich-Einlebens in einem neuen Land ist durch eine besondere Vulnerabilität der Biographin gekennzeichnet, da sie als schwangere Frau mit einem Säugling in die Schweiz einreiste. Sie sieht sich in der postmigratorischen Phase mit vielfältigen Stressoren, die sie nicht erwartet hatte, im Aufnahmeland konfrontiert. Die geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen erweisen sich als eine hohe Belastung für die binationale Partnerschaft. Amalia Torres' Beziehung zu ihrem Schweizer Ehemann ist durch eine ökonomische Abhängigkeit gekennzeichnet und damit verknüpft mit ungleichen Machtverhältnissen und unterschiedlichen Vorstellungen einer Ehe. Die Ehe hält nicht. Mit der Trennung von ihrem Mann geht ein Abstieg des sozioökonomischen Status einher. Ihr Leben als Migrantin ist beeinflusst durch äussere strukturelle Bedingungen wie etwa den erschwerten Zugang zum Arbeitsmarkt. In Venezuela übte Amalia Torres eine für sie erfüllende Arbeit aus, hatte studiert, gehörte der Mittelschicht an. Nach der Migration erlebt sie als gut ausgebildete Frau eine Dequalifikation. Als Strategie, um ihre Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, geht sie unqualifizierten Arbeiten nach. Sie empfindet die fehlende soziale Anerkennung und Degradierung als eine Belastung. Nach dem Zerbrechen der ehelichen Beziehung kommt erschwerend hinzu, dass ihr Mann die Schweiz verlässt, ohne seinen Unterhaltsverpflichtungen nachzukommen. Die Biographin ist als erwerbstätige Alleinerziehende zweier kleiner Kinder auf sich alleine gestellt. Während dieser Zeit ist sie mit einer Dreifachbelastung in Form von Hausarbeit, Erziehung und Erwerbsarbeit konfrontiert und befindet sich in einer prekären und benachteiligten Lebenssituation. Fehlende soziale Unter-

stützung in Überforderungssituationen wie auch die fehlende praktische Hilfe im Alltag bei der Betreuung der Kinder markieren diese Lebensphase. In Amalia Torres' Lebensgeschichte im Migrationskontext nimmt die Bedeutung des „Ausländerseins“ eine zentrale Rolle ein, die durch Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist. Diese Sichtweise dehnt sich auf wesentliche Bereiche ihrer Biographie aus. Der erfahrene Rassismus in Form von physischer und psychischer Gewalt im öffentlichen Raum in Begleitung ihrer zwei Kinder hinterlässt seine Spuren. Die Einkommensarmut, alltägliche Bewältigungsprobleme, die Angst als Sozialhilfeempfängerin vor einer drohenden Ausweisung in ihr Herkunftsland sowie das verinnerlichte Gefühl von Minderwertigkeit und mangelndem Selbstwert, wirken sich zusätzlich auf ihre psychische Gesundheit aus. Aus der erlebten Enttäuschung resultieren Gefühle der Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit sowie Resignation. Nach einer vierjährigen belastenden Migrationsbiographie erkrankt Amalia Torres an einer Depression. Der sozioökonomische Kontext sowie die alleinige Verantwortung für zwei Kleinkinder sind zum Zeitpunkt der Depression von zentraler Bedeutung in Amalia Torres' Biographie. Ihre beiden Kinder sind nicht nur von den benachteiligenden Lebensbedingungen und Armut betroffen, sondern auch von der Depressionserkrankung der alleinerziehenden Mutter. Während dieser Zeit kann sie aufgrund der geographischen Distanz nicht mit der Unterstützung ihrer Familie in Venezuela und deren empathischer Zuwendung rechnen. Einen biographischen Wendepunkt im Leben von Amalia Torres markiert schliesslich die Trennung von ihrem Sohn und ihrer Tochter. Das Getrenntsein von den Kindern löst eine weitere emotionale Krise aus. Die subjektiv erlebte Misserfolgserfahrung als alleinerziehende Mutter bewirkt bei der Biographin, sich als Versagerin zu sehen. Ihr Handeln als an einer Depression erkrankten lateinamerikanischen Migrantin, um gesund zu werden, zeigt sich zunächst im Aufsuchen von professioneller Hilfe. Aus ihrer Perspektive erfährt sie von den Fachpersonen nicht die erhoffte Unterstützung. Im Umgang mit der Depression rekurriert sie auf Selbstbehandlung. Sie findet im Rahmen sozialer Beziehungen in einer Glaubensgemeinschaft emotionale Unterstützung. Hierbei wird sichtbar, dass sie im Umgang mit ihrer Depression individuelle gesundheitsbezogene Selbsthilfe praktiziert.

Die einschneidende Zeit nach dem Verlust des gemeinsam erlebten Alltags mit ihrem Sohn und ihrer Tochter lässt sich mit Rosenthal (1987: 138) gesprochen als „Interpretationsphase“ bezeichnen. Diese Phase bezieht sich auf eine Veränderung in ihrem Lebenslauf und stellt eine Neuorientierung dar, die womöglich zu einer Reinterpretation ihrer eigenen Biographie führte. Amalia Torres betrachtet retrospektiv ihre Depressionserkrankung auch als eine Chance, die sie innehalten liess, zur Reflexion anregte und ihr schliesslich dazu verhalf, auf soziale Missstände adäquat zu reagieren bzw. ihr Leben zu ändern. Sie strengt sich sehr an, um ihrem Leben nach der Trennung von ihren Kindern einen positiven Sinn zu geben. Die Fähigkeit, ihre Lebenssituation umzudeuten und ihren Erfahrungshintergrund sinnstiftend auszustatten, führt dazu, dass die Biographin mit der schmerzhaften Trennung besser umgehen kann.

Zum Zeitpunkt des Interviews zeichnet Amalia Torres von sich selbst das Bild einer unabhängigen Frau, die trotz vielfacher Belastungssituationen und Benachteiligungen sowie Rassismuserfahrungen als Migrantin in der Schweiz mit den Charakteristika ihrer gegenwärtigen Lebenssituation zufrieden ist. Möglicherweise ist ihre Zufriedenheit darauf zurückzuführen, dass sie sich als aktiv handelnde und selbstbe-

stimmte Frau wahrnimmt, obwohl eine vorübergehende Einschränkung ihrer Handlungsmöglichkeiten und Fähigkeiten in der Bewältigung ihres Lebensalltags mit der Depression korrelierten.

Amalia Torres hat im Zuge einer selbstreflexiven Auseinandersetzung und einer aktiven Bearbeitung der psychischen Erkrankung einen – wie wir eingangs sehen konnten – offensiven Umgang mit der Depression entwickelt. Sie scheint auf der Grundlage einer akzeptierenden Haltung sich selbst gegenüber die Krankheitserfahrung einer Depression wie auch ihre negativen Erlebnisse im Kontext der Migration als lebensgeschichtliche Erfahrungen in ihre Biographie zu integrieren. Zwar ordnet Amalia Torres die erlebten Abwertungen und Benachteiligungen auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt ihrer lateinamerikanischen Herkunft zu und stellt somit einen direkten Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturen her, die Depressionserkrankung empfindet sie aber als persönliches Versagen und gibt sich dafür die Schuld. Somit setzt sie die Erkrankung an einer Depression nicht mit strukturellen Problemen in Zusammenhang, sondern interpretiert Defizite auf einer individuellen Ebene.

